AUS DER GEGENWART

Emma von Calatin von Suckow







Friedrich Gundolf

Aus der Gegenwart.

Von

Emma von Niendorf.



Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1844.



Inhalt.

	Seite.
Sommertage mit Clemens Brentano	1
Ein berühmter Pilger	102
Weihe der Mozartstatue	114
Das Kloster der barmherzigen Schwestern in München	118
Doktor Strauß in Sontheim	127
Kaulbach's Atelier	149
Magneta's Seelenmährchen	170



Sommertage mit Clemens Brentano.

Die Abendsonne webte einen Goldschleier über den Garten von Weinsberg. Zweige flüsterten um das Cruzifix am Schweizerhause. Da trat Doktor Paßavant ein und sagte uns, daß Clemens Brentano entschlafen sei, vor wenig Tagen, zu Aschaffenburg. Wir hatten uns in der lezten Zeit viel mit ihm beschäftigt, wie im geheimnißvollen Drange, den Freund in Blick und Wort vor uns hingestellt: nun sollten wir plötzlich sein stummes Bild unter die Blumen der grünen Erde betten — ein müdes, schläfriges Kind! Jezt hat er wohl den Frieden.

Es war der 31. August 1842, als uns die Todesbotschaft kam. Am 31. August 1841 hatte mir Brentano sein Mährchenbuch „Gockel, Hinkel und Gackeleia" geschenkt. Am Jahrestag einer Wanderung mit uns starb er. Wer ihn damals so kräftig erblickte, konnte nicht ahnen, wie bald Greisenschwäche die Schwingen lähmen, oder vielmehr lösen würde. Nicht umsonst hatte der Traum mir in einer der lezten Nächte einen kostbaren Perlschmuck ausgebreitet gezeigt im Etui von Sammet.

Oft bemerkte ich schon, daß nicht nur die Stube, das Haus, auch die Straßen, die Plätze, wo der Mensch wohnt, ihn charakterisiren. Brentano wohnte zu München in der Herzogspitalgasse, unfern dem düstern Kirchlein mit der wunderthätigen Mutter Gottes. Hier betete er oft, und hing manch andächtig Lied, auf Atlasband gedruckt, an die Altäre. Als ihn Justinus Kerner besuchte, sagte dieser: „Seit 30 Jahren war es meine Sehnsucht, Sie zu sehen, lieber Brentano.“ — „Schlechte Sehnsucht!“ versetzte er und drehte sich um. Er kam aber doch auch zu dem schwäbischen Dichter. Ich sollte Clemens bei Kerner sehen. Stärker klopfte mein Herz auf dem Wege zu ihm. Die ganze Jugend dieser Brentanokinder — denn Kinder bleiben sie mir immer, dem Silberhaare zum Trotze — lag wie ein sonniger Garten vor mir voll brennender Wunderblüten, in blauer Unendlichkeit sich verlierend. Bettina und Clemens! Ist das nicht Herz von unserem Herzen? Ist das nicht schimmerndes Regenbogenland auch unserer Phantasie? Sie haben für uns gespielt, geweint, geliebt. Sie haben Poesie gelebt — darum haben sie uns Alle gelebt, haben für Jeden gelebt. Bettina — in ihren Momenten reiner Begeisterung — das ist mir wie Wald und Alpenthal, wie Blumenduft und Bergquell. Nicht mehr, nicht weniger heimathlich. Die Geschwister waren meine Sehnsucht lang, lang — früher als ich weiß. Es zog mich zu ihnen wie zu fernen Lieben, zu Verwandten. Vielleicht war ich

schon einmal bei ihnen. Oder haben wir nur von einander geträumt? Wenn man mir voriges Jahr in München, ohne mich abzuschrecken, von Brentano's finsterer Unzugänglichkeit erzählte, Niemand es für mich wagte, mich in die Nähe des Dichters zu führen: wollte ich, nur um ihn vorbeigehen zu sehen, die Stunde erwarten, wo er zu Görres durch den Hofgarten zu wandeln pflegte.

Als ich bei Kerner eintrat, saß Brentano auf dem Sopha. Er trug einen grauen Rock. Das Haar grau, die Züge sonnenverbrannt, schön am wenigsten die Nase. Er hatte ein Etwas von Göthe im Gesichte. Später schien mir oft, er habe ein blaues und ein braunes Auge, was mir sehr bezeichnend däuchte. So erinnere ich mir auch noch genau auf seinen Wangen ein rundes Fleckchen, wie ausgehöhlt von Thränenspur, und eine Blatternarbe auf der rechten Seite. „Da ist eine Frau, die Sie kennen lernen will," sagte Kerner. — „Pfui Teufel!" — „Sie wird noch länger hier bleiben, lieber Brentano, und Sie besuchen." — „Gott behüt' mich!" — Plötzlich sprang er auf und faßte mich an den Schultern: „Kommen Sie her, wie sehen Sie denn aus?" — Seine großen braunen Augen funkelten prüfend bis in meine Seele hinein. „Nun, das ist ja eine ganz liebe Anmuthstrampel — ich hatte Angst vor einer literarischen Dame," sagte er und steckte die Reseden, welche ich ihm bot, auf seinen Strohhut. Kerner legte ein Gedenkbuch, das ihm sein Schubert geschenkt hatte, vor Clemens hin. „Sind

Sie auch ein Erinnerungsesel?" fragte dieser und trug die Zeilen ein:

„Engel, die Gott zugesehn,
Sonn' und Mond und Sterne bauen,
Sprechen: Herr, es ist auch schön,
Mit dem Kind in's Nest zu schauen."

Und darunter setzte er: „Diesen Vers schreibt der arme Brentano in jedes Stammbuch." —

Er brachte das Gespräch gleich auf Religion, und auf seinen Lieblingsgegenstand, auf die ekstatische Augustinerin Emmerich aus dem Kloster Agnetenberg zu Dülmen. Zuerst hat er sie durch den Grafen Leopold von Stolberg kennen gelernt, und lange Jahre, bis zu ihrem Tode, aus ihrem äußern und innern Leben Tag für Tag alle Erfahrungen niedergeschrieben. Kerner sah die aufgespeicherten Hefte. Die Masse der Aufzeichnungen, ihre Ausführlichkeit, hat etwas Erdrückendes, Sinnverwirrendes. Schätze von Papieren liegen bei Brentano begraben. Sein Grauen vor der Presse war fast klösterlich. Selbst sein Mährchen, von welchem ich eben einen Spruch anführte, mußte ihm ein Freund heimlich entwenden. Einzelnen Zügen aus den Betrachtungen der Nonne hat Brentano ein Buch geweiht*). Sie lebte in einer objektiven Anschauung der Geschichte des alten und neuen Testamentes. Das Ziel der täglichen Pilgerträume jener

*) „Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi" rc.

frommen Klosterfrau war das gelobte Land, welches sie nach seinem jezigen, wie nach seinem Zustande in allen Zeiten mit überraschendem Detail beschrieb. Doch verwahrt sich der ungenannte Herausgeber selbst gleich in der Einleitung demüthig gegen allen Anspruch auf den Charakter historischer Wahrheit.

Von dieser „Emmerich“ also fing Brentano an zu erzählen: Als er zu ihr kam, kannte sie ihn schon aus Träumen. „Wenn man Eine Gnade fallen läßt, fallen alle andern nach“, hat sie oft wiederholt. „Sie war so gut! Und wie kindlichnaiv alle diese Parabeln!“ sagte Clemens; „Alles, bis auf die Farbe der Kleider, war bildlich bezeichnend. Einmal rühmte ich gegen sie die frommen Protestanten, unter denen ich damals längere Zeit lebte, und die mir viel Gutes gethan hatten. Sie stimmte in mein Lob ein. Dann entschlief sie. Plötzlich riß sie mich am Arme und sprach: „„Geh doch aus der glatten, leeren Allee, wo immer nur Blüten fallen und nie zu Früchten werden, wo nur Blumen sind: zu dem Apfelbaume hin voll Aepfel, in welchem Engel sitzen.““ — Für die Juden fühlte sie tiefes Mitleid, weil diese so ganz verschlossen seyen. Die Lutherischen gab sie nicht als Verlorene auf. Da Stolberg starb, sah sie Luther, nicht in den Flammen, nur recht verzweifelnd, mit finstern Mienen; aber um ihn stand eine Menge, die ihm fluchte, drohend Fäuste und Arme gegen ihn erhob. Er freute sich über Stolberg's Seele, die dem Himmel zuflog,

denn weil all' der Segen verloren ging, ist das erst gesühnt, wenn auch die letzte Seele wieder heimkehrt." —

„Sie sind ja auch von den Leuten?" unterbrach sich Brentano mit eigner Betonung und sah mich halb böse, halb bedauernd an. Dann fuhr er fort: „Eines Morgens kam eine arme Frau und klagte, ihr Töchterchen sey eben gestorben und sie könne es nicht begraben lassen. Ich gab ihr Geld, um einen Kindersarg zu kaufen. In der Nacht hatte die Emmerich schon ihr Leintuch zugeschnitten und für die kleine Leiche bereitet. Nun sprach sie aber auch noch von einem Spitzenhäubchen, das mit unter die Erde sollte, und beschrieb die Stelle, an der es in einem anstoßenden Zimmer liege. Dort fand ich es wirklich. Eine durchreisende Dame, welche mir Aufträge von meiner Schwester aus Berlin brachte, hatte es da liegen lassen."

„Die Emmerich stopfte an einem groben, alten Socken, während ich etwas vom heiligen Lande erzählt haben wollte: „„Lassen Sie doch, ich schenke Ihnen zwölf Socken."" — „„Der älteste, gröbste Socken, um Jesu willen gestopft, ist mehr als alle Wissenschaft,"" entgegnete sie. Es war gar nicht mehr sie. „„Wer bist du denn?"" fragte ich. „„Ich bin, der ich bin."" — Mich überlief es kalt im Rücken. Ich ging hinaus und zog meine Socken aus, meine Weste, mein Tuch, band Alles zusammen für ihren Armen und gab es ihr. Ohne es

zu sehen, sagte sie: „„„Das freut mich; ich habe mir schon lang eine Weste gewünscht für den und den.“““

Ihr träumt einst von einer jungen Edelfrau, die ihren Geliebten in einem Gartenhause unruhig erwartet. Unsere Nonne tritt ein; noch Jemand mit ihr; die Dame wendet sich nach dieser Person: da ist es Jesu, blutig gegeißelt. Die Edelfrau fällt in Ohnmacht. Die Nonne, welche in ihren Träumen ganz praktisch ist, rennt in's Schloß, zum Pfarrer u. s. w., um der Dame Hülfe zu schaffen. Nach Jahren kommt diese, auf ihrem Wege in ein Kloster der Niederlande, zur Emmerich, und erbleicht, als sie die Klosterfrau erblickt. „Haben wir uns denn nicht schon gesehen?“ fragt Leztere, und die Dame, welche sich in Folge des Gesichts bekehrt hat, gesteht Alles. — Mitten unter diesen Erzählungen hub er auf einmal an bitterlich zu weinen und sagte: „Es ist zu traurig, wenn ich denke, wie wenig ich's verdiene, daß ich von solchen Dingen spreche.“ —

Eine Freundin von Brentano's erster Frau hatte ihr, ohne sein Wissen, nach ihrem Tode Haare abgeschnitten und sie heimlich in eine Brieftasche des Gatten gesteckt. Er ließ diese einmal zufällig bei der Emmerich liegen, die nun unwillkürlich eine Menge von Ereignissen und Umständen errieth, welche sich an die Entschlafene knüpften. „Meine Frau hatte etwas Verborgenes im Charakter. Selbst ihre lezte Krankheit trug dies Gepräge: die Krankheiten, an denen man stirbt, stehen fast immer

mit der innersten Wesenheit im Zusammenhange. Die Nonne gab mir Gewißheit über Dinge, welche ich nur geahnet hatte.“ —

„Es ist unangenehm, mit solchen Leuten, wie die Emmerich, zu verkehren; sie sind durch ihre Empfänglichkeit sehr ungleich. So sprach diese Nonne, die oft nur vom Safte einer Frucht lebte, auf einmal mit Gier vom Essen, aber so ungeschickt wie ein Kind, sehnte sich nach Speisen, und war empört, wenn man sie ihr brachte. Zuletzt entdeckten wir, daß in der Nachbarschaft eine kranke Klosterfrau lag, welche naschhaft war, was sie vieler Versuchung aussetzte — und aus Mitleid ward's die Emmerich auch; aber weil sie es übernahm, und damit sie die ganze Marter dulde, durfte sie auch nicht davon sprechen, mußte tragen, daß man sie sogar für launisch hielt.“

„Gesehen,“ erwiederte Brentano auf eine Frage von mir, „gesehen habe ich noch keine Geister, aber gehört: das kranke Schwesterkind der Emmerich bekam den gewohnten heftigen Anfall, eben als die Mutter weggegangen; da rief im Zimmer eine Stimme, wie die ihrige, den Namen der Kleinen: „„Maria!““ Es war schauerlich. Wenn sich bei der Nonne Nachts ihre Stickanfälle einstellten und ich schlief, klopfte es wie mit einem Hausschlüssel stark auf das Tischchen, an welchem mein Kopf lag.“ —

„Der Tod dieser Frommen war sehr hart. Alle so heiligen Leute sterben schwer.“ — Auch Kerner bestätigte

diese Bemerkung Brentano's. „Es ist eben eine Verhüllung," sezte Lezterer mit tiefem Ernste hinzu. „Es ist eine große Gnade, ganz zulezt und in der lezten Stunde noch recht Angst zu haben. Die Emmerich sagte immer, wenn die Menschen sie so priesen: „„O keine Blumen! Nur keine Blumen! ich muß sie alle bezahlen."" — Noch einmal vor ihrem Ende bekannte sie laut, wie sie die größte Sünderin sey; empfahl sich der Gnade Jesu und erst darauf konnte sie sterben. Sie war so gut! Ihr Gesicht war oft ganz wie leuchtend. An ihr sah ich recht, wie nur das Heilige schön ist — Sie sind nicht schön!" unterbrach er sich, gegen mich gewendet.

Brentano hatte viel Kraft und Wohllaut im Organ; er sprach oft sehr vornehm, ein reines Deutsch, oft ganz zutraulich und schalkhaft den Frankfurter Dialekt. Nicht selten riß ihm der Faden; dann ließ sich Brentano sagen, wo er stehen geblieben war. Häufig brach er ganz ab. Zuweilen versank gleichsam seine Physiognomie, als wenn er in sich selbst zusammenfiele — in einen Abgrund von Schmerz; und dann strich sich Clemens über die Stirne und hielt die Hand vor die Augen. Bald dämonisch, bald in Strahlen heiliger Liebe, zeigte sein Gesicht einen ungeheuren Wechsel. Oft lauerte finstere Verrücktheit in den dichten schwarzen Braunen. Er zog sie zusammen, als ob er sich selbst drohte. Dann hatte er wieder ein verklärtes Lächeln. Wenn er freundlich war, leuchtete unsterbliche Jugend im mächtigen Augensterne, und alle

Grazien spielten um die Lippen. In solchem Moment war er Bettina's Bruder. — Schnell hatte man es weg, daß er die Grobheit nur wie eine Leibwache aufmarschiren ließ. Er brauchte sie wie einen Probirstein, oder wie eine Vogelscheuche.

Wer weiß wie lang wir noch beisammen gesessen, wenn Kerners nicht aufgebrochen wären. Wir zogen mit. Brentano schritt gerade vor sich hin, abgemessen, fast wie ein Pfaff, und doch wieder mit eignem majestätischen Gange. Es galt eine Bestellung in der Kaufingergasse. Als wir in das Haus traten, fanden wir nur den „Zimmerherrn" — nach Münchner Sprachgebrauch. — Wer Donnerstags zu den Kleinodien italischer und spanischer Malerschulen in die Gallerie Leuchtenberg wallfahrtete, konnte jedesmal einen langen hagern Mann gewahren, mit Stumpfnase, Blatternarben und buschigen Braunen, der in der Eigenschaft eines Inspektors, kerzengerade, mit abgezirkelten Schritten, wie ein Uhrwerk, die Länge der Säle auf und abmaß, stiere Blicke in das Gewimmel von Fremden bohrend, jeder Anfrage aber, wie aus starrem Traume erwacht, mit gewissenhafter Höflichkeit genügte. Dieser Mann stand jetzt in buntblumigem Schlafrocke vor uns. „Was Teufel, Muxel, schämen Sie sich nicht, daß Sie noch existiren?" rief ihm Brentano entgegen. Er hatte jenen früher oft bei Grimm gesehen und fragte auf mich deutend: „Wie lange glauben Sie, daß ich das Fräuchen da kenne?" — „Je-

denfalls nicht so lang als ich, denn ich gab ihr schon Zeichenunterricht, als sie kaum eine Elle hoch war", erwiederte der Inspektor. „Es ist ein so komischer Kerl," sagte Clemens nachher; „wenn man ihn in der Komödie spielte, so müßte er Murel heißen. —" Der Arme muß sich aber Brentano's Begrüßung doch zu Herzen genommen haben, denn ich hörte später, daß der Inspektor wenige Wochen darauf wirklich starb.

Der frühe Morgen traf mich mit Kerners, denen ich das Geleit geben wollte, auf der Eisenbahn. Lang warteten wir vergeblich. Schon läutete es zum letztenmale; schon wurden die Thüren geschlossen. In diesem Augenblicke rief „das Rickele" — wie Justinus seine Frau nennt: „da ist Brentano!" — Er hatte sich verpflichtet, meinen Ritter zu machen. „Es ist als sollten wir gebuttert werden", sagte er, wie wir Vier nun so beisammen saßen und der infernalische Troß mit uns davon schnurrte. „Bettina äußerte von Freiligraths Gedichten: „„Sie sind wie mit Dampf gemacht"". — Sie hat auch Recht — so vollendet hingeworfen, und dabei so modern genial. Es ist ängstigend — so glatt und glänzend. So werden die Dinge gegen das Ende der Welt. Freiligrath hat einiges Vortreffliche. Ich schrieb ihm einmal, er antwortete mir aber nicht. Ich sandte ihm den Stoff zu einem Gedichte: „„der Tod der Lady Stanhope"" — wie sie da auf der Erde liegt und stirbt unter ihren Pferden. Alles war eingetheilt

und bestimmt, Freiligrath hätte es nur in Verse bringen dürfen. Ich bat ihn darum, weil ich überzeugt war, daß er mehr als jeder Andere eine prächtige Dichtung daraus machen würde. Ich möchte Alles in Prosa niederschreiben, wenn es nur ein Anderer in Verse brächte: das Versemachen ist eine Hundearbeit. Es will sich's nur Keiner eingestehen wie er sich dabei abrackert." —

Er sagte noch Manches zum Preise von Freiligrath, das wir mit Lust hörten. Ich erinnerte mich, sechs Blätter von Brentano's Hand bei einem Sammler gefunden zu haben. Letzterer hatte von Freiligrath ein Autograph, welches Bettina's Bruder zu besitzen wünschte. Er versprach ein halb Dutzend Unterschriften von sich dafür, und füllte das sechste und letzte Blatt mit Strophen, in welchen sich der Refrain wiederholte: „sechs Clemens Brentano für einen Freiligrath." —

In der nächsten Minute stritt jener mit der Doktorin über die Inquisition, mit den Worten schließend: „Wenn Sie und ich etwas nutz wären, dann säßen wir nicht hier, sondern bei Wasser und Brodt tief im Kerker. D'rum halt' ich auch nicht viel auf die Frau" — er zeigte auf mich — „welche gar so behaglich mir gegenüber sitzt — die da wäre ein Braten für die Inquisition!" — „Wie Sie eben da hinaussahen zum Wagenfenster", wandte er sich zu mir, „da dachte ich, wenn Sie auf dem Theater stünden und die Kaiserin Katharina spielten, dazu würden Sie passen." — Dann fragte er mich

plötzlich: „Haben Sie eine schöne Hand?" — „Warum?" — „Ich frage nur, weil Sie mich schon gleich gestern an eine Freundin unseres Hauses erinnerten und weil diese berühmt war durch eine schöne Hand. Ein Franzos, der auch zu uns kam, küßte ihr immer die Hand und sagte: „„Süß Haut!""

Brentano hatte alle Taschen voll Hefte gesteckt. Er kramte jetzt Zeichnungen aus, die großentheils für den zweiten Band der Nonne von Dülmen bestimmt waren, dessen Herausgabe er bereitete. Nach ihrer Schilderung hat Steinle — ihm widmete Brentano seine Marinalegende — alle heiligen Gestalten dargestellt, alle Bewohner des gelobten Landes, welche die Emmerich sah. Es ist eine tiefe, ernste Auffassung, wie sie diesem Künstler vorzugsweise eigen. Auch die Nebenfiguren bis auf das Detail ihrer Kleidung, wie ich sie sonst nirgends gewahrte, tragen den Stempel schlichter Wahrheit. Noch eine andere Composition von Steinle zog Brentano vor, ein rührend Blättlein, der Jesuknabe, welcher sich mit ausgespannten Armen — „liebender Gebehrde" — an das Kreuz stellt. Es ist solche Innigkeit und Treue, so sanftes Hingeben in dem Gesichte! Murillo hat nicht andächtiger gemalt. Clemens schenkte mir das Bildchen, welches seitdem wie ein kleiner Hausaltar für mich wurde. Es war so ganz kindlich an Brentano, das stete Bedürfniß zu schenken.

Daß ich es nur gestehe — ich freute mich, so oft

er sich etwas vergaß und in Weltlichkeit gerieth, weil ihm das sehr gut stand und er dann ganz unterhaltend war. „In meiner Jugend“, sagte er mir, „hätte ich Ihnen den Kopf schon verdrehen wollen. Ich habe viel Unfug angestellt.“ — Ich gedenke hier der Worte eines Jugendfreundes von Brentano, als wir von dessen Anziehungskraft sprachen: „Er hat für Frauen sehr viel Hinreißendes gehabt; er wußte sie auch zu behandeln: er hatte Momente der größten Leidenschaft, und dazwischen drückte er die Weiber mit Despotie.“ —

„Vor 20 Jahren“ — fuhr Brentano fort zu erzählen — „in Wien, begleitete ich aus der Gesellschaft eine Dame nach Hause, die ich an diesem Abende zum erstenmale gesehn hatte, und sie sagte zu mir: „Sie können 14 Tage bei mir wohnen. Wollen Sie? Ich hab' einen Bruder bei Franz Kürassier, den mein Mann nicht kennt, und für den kann ich Sie ausgeben.“ — Ein ander Mal traf ich ein Mädchen auf einem Balle, der ich vor Jahren den Hof gemacht und die mich durch eine Aeußerung geärgert hatte. Ich forderte sie zum Tanze auf. Als ich sie nun am Arme hatte, wirbelte ich wie toll mit ihr dahin, um mich zu rächen, kneifte sie, trat sie auf die Füße und ließ sie nicht los, sondern fegte unerbittlich wie beim Hexensabat mit ihr durch den Saal, bis sie am Umsinken war.“ —

Er kam nun auf eine Tyrolerin zu reden. Sie klagte ihm den Tod eines Mädchens. Um das Weib zu trö-

sten, sagte ihr Clemens: „Sei ruhig, sie ist jezt im Anschaun Gottes." — „Das ist's ja eben", entgegnete die Tyrolerin, „daß das arme Mädle jezt immer den alten Mann anschauen muß." — Diese Naivität mahnt mich an ein leztes Brentanowitzlein: Der Leidende hatte in seiner Krankheit einen altbayrischen Wärter mit nach Aschaffenburg genommen. Der wollte den Pflegling nun auf seine Art trösten: „Schaugen's Herr Brentano, jetzt kommen's ja zu all' den Heiligen und Engeln, von denen's immer g'lesen und g'redt hab'n." — „Ja, wenn die sind wie auf Euren bayrischen Bierkrügen — da komm ich in a schöni G'sellschaft." —

Zu Augsburg, das enge, trübe Gasthofzimmerchen — wie verwandelte, wie schmückte es sich, gleichsam von Feenhand berührt! Brentano öffnete seine Taschen und Legionen von Engeln und Kobolden — schlüpften heraus. „Wenn ich etwas von mir gedruckt sehe", sprach er, „ist mir's ein Schmerz; so ungefähr, als wenn Eine dadurch, daß sie einen schönen Tanz gelernt hat, ihre Ruhe, ihre Unschuld verlor, und ihn nun zum Vergnügen aufführen muß. Ich hab' auch viele solche Bücher geschrieben, wie meine Schwester, aber ich warf sie alle in's Feuer." — „O Schade!" rief ich. — „Nein, gar nicht Schade, denn Alles was gefällt ist nur vom Teufel." — „Wie traurig!" — „Ist denn die Kreuzigung nicht auch traurig?" —

Gleich nachher erzählte er mir, wie er eine hinrei-

ßende Novelle entworfen, die er aber nie wiederbekommen habe; er sandte sie an Jemand, vermuthe aber, daß er sie selbst gar nicht auf die Post gebracht. Es sei eben die Pfarrerstochter von Taubenheim vorbeigegangen, und mit der habe er ein Gespräch angefangen, und das Päckchen auf einen Kellerhals gelegt und vergessen. Brentano versicherte uns, daß er in's Tagebuch der Ahnfrau, womit das Gockelmährchen schließt, aus dem Leben von Bekannten manche Züge einwebte, die eben durch ihre Wahrheit rührend sind.

Er fing an zu lesen. Und wie zauberisch las er! Ich kann ihm darin nur Lenau an die Seite stellen. Es ist keine Aehnlichkeit, aber eine Verwandtschaft. Beide haben eine Musik des Vorlesens, welche nur ihnen eigen ist. Tieck macht das berühmte Kleebatt voll. Bei ihm waltet wohl die Kunst. Bei Jenem ist es Naturlaut, etwas das an Aeolsharfen mahnt. Wenn Brentano las, war es zuweilen ein Verdämmern, als thäte er's im Traume.

Zuerst kam ein Gedicht: „die Wüste", das so weit ich mich besinne, glühende Sehnsucht nach dem verlassenen Himmel athmete, alle Qualen der Selbstverbannung und endlich, aus sündigem Weltleben, Heimkehr zum Glauben. Es war wie aus des Dichters Herzblut geflossen. „Solche Gedichte sind kokette — Magdalenen", sagte er. Ein Weihnachtlied folgte: „die Rose". Sie war so schön, daß die Gottheit selbst für sie entbrannte.

Im Schooße der Rose lag das Kind — aber es fiel aus den Rosenblättern in die Dornen. — In einem andern Gedicht hieß es: „In jeder Lust findest du nur ein verlorenes Paradies.“

Man hätte bei diesen Vorträgen ganz Ohr sein mögen; durstig sog die Seele diese Musik der Ideen ein. Es war wie in einem Zauberwald, durch den ein wonnesamer Laut zittert, so weh und so selig — an dem man sterben kann! Und das Alles so verborgen, unentweiht. Es war als schaute man durch finstern Spalt in einen Schacht voll funkelnder Edelsteine — ein bunter Mährchengarten im heiligen Erdenschooße. Nein! wie jene Blüteninsel im makellosen Schnee: Kelch an Kelch, in Gletschereinsamkeit entfaltet, jungfräuliche Alpenblumen, deren Melodie in Duft und Farbe nur dem Himmel gehört, und nur von ihm vernommen, wie im Klosterheiligthume verklingend in den stummen Kirchen aus urewigem Granit und Eis.

So viel wurde mir in jenen Stunden klar, daß unsere Zeit nicht ahnen und ermessen konnte, welchen Dichtergenius sie an Brentano besaß. Wenn er gewollt hätte!! — Mich ergriff ein Mitleid — nicht mit den Alpenblumen — sie standen so schön um ihre unbetretenen Münsterthürme, und man hätte jene nicht herunter reißen mögen in den Staub — aber Mitleid mit den Menschen und ihrer Freude, und gern hätt' ich, wie ein armes Kind, die Blätter, welche im Sturmwinde der

Zeit entflatterten, in meiner Schürze nach Hause getragen. Es ist wohl zum dürren Herbstlaube geworden seit ich es so weit her trug aus der himmlischen Ferne. So laßt mich's wenigstens in den Kamin werfen, daß es aufflackernd mein dämmerndes Stübchen wärme und mit tanzenden Flammen beleuchte. Das erinnert mich an einen Lieblingsspruch Brentano's, worauf ich später kommen werde.

Rascher Hufschlag rief mich an's Fenster. Ein Freund, ein Militair, sprengte an. Scheu blickte ich nach Brentano; aber das junge, warme, ritterliche Leben wirkte Wunder: kaum hatte Clemens in die treuen blauen Augen geschaut, als der Graf schon in unsern Kreis aufgenommen war. Brentano, ich hab' es mehrfach erfahren, stand auch unter dem Einflusse der Sympathie, dem räthselhaften Ja oder Nein, das sich wie ein Echo aus anderer Welt in unserm Herzen bricht.

Er fuhr fort zu lesen: ein Lied an die Bayren, welches er in Tyrol während des Freiheitskrieges gedichtet hat — es war prächtig, überschäumend. „Zürnen Sie nur nicht," scherzte Clemens, gegen den Grafen gewendet; „an den Oestreichern habe ich aber doch auch später révange dafür genommen, daß ich auf ihre Kosten die bayerischen Chevaux-Légers so herunter sezte: die Oestreicher waren auf ihrer Retirade bei Landshut in die eigenen Wagen hineingefahren; da lag alles voll Papiere auf dem Felde. Ich hielt mich bei meinem

Schwager, Herrn von Savigny, auf. Ich nahm einen Knaben mit einem Maltersack hinaus, spießte die Papiere, welche der Regen durchnäßt hatte, mit meinem Degen auf und steckte sie in den Sack. Dann wurden sie ausgebreitet auf dem Speicher und getrocknet. Wir hatten lang unsern Spaß damit; sie sind noch in Berlin. Aber in all diesen Blättern, welche die Correspondenz der ganzen Armee enthielten, fast nichts als Liebesbriefe und Rechnungen; nicht ein ernsteres Wort vom Vaterlande, vom Berufe, in Augenblicken, wo man dem Tode gegenüber stand! Ein einziger Ungar hatte in einem lateinischen Briefe etwas dergleichen berührt. Eine Dame schrieb u. a.: „„Lieber Franzi! Mein Mann ist ein guter Mann, aber doch kein Liebstenhaber u. s. w.““ Manches aus diesen Correspondenzen habe ich den betreffenden Personen mitgetheilt, als ich sie nachmals zu Wien sah, und sie waren immer ganz erstaunt, wie ich das wissen könne. Auch jene vornehme Dame traf ich in einem Salon. Ich ging auf sie zu und sagte: „„Ihr Mann ist ein guter Mann, aber doch kein Liebstenhaber.““ — Sie fiel beinah in Ohnmacht.“

Das nächste Gedicht war ein lieblicher Scherz, „An das Blut am Abend vor dem Gericht.“ Eine Freundin von Brentanos Schwester fürchtete sich vor der bevorstehenden Operation des Aderlasses und hatte ihn um ein Trostwort gebeten.

Gute Nacht, du liebes Blut,
Komm' noch einmal zu dem lieben Herzen,
Thu dir heut noch was zu gut,
Morgen wirst du deine Lust verscherzen.

O du seliger Feuerquell!
Manchen Wundertraum hast du geschaukelt,
Wie ein trunkener Gesell
Bist du durch das liebste Herz gegaukelt.

Warst so überwohl zu Haus,
In den lieben reinen blauen Adern
Machtest du dich gar zu kraus,
Wußtest gar nichts von fatalen Hadern.

Doch du machtest dich zu breit,
Hieltest nicht die Fluth und nicht die Ebbe,
Wie das Meer, das seiner Zeit
Demuthsvoll dem Monde küßt die Schleppe.

Hieltest dich auch nimmer still,
Triebst ein Hämmern, Brennen, Stechen;
Wer im Hause bleiben will
Muß dem Herrn nicht immer widersprechen.

Lang sah man der Unart zu,
Doch an dir verloren ist so Malz als Hopfen;
Welchen trifft die Strafe nu?
Ach ihr dauert mich, ihr armen Tropfen!

Und weil keiner von euch weiß,
Ob er morgen in's Gericht wird treten,

Sollt ihr alle gleicherweis
Heut noch einmal mit der Liebe beten.

Seid fein still und thuet Buß,
Wer von euch sie im Gebete störet
Morgen aus dem Hause muß!
Fühlen muß zuletzt wer nicht gehöret.

Gute Nacht, du liebes Blut,
Komm noch einmal zu dem lieben Herzen,
Wem es einmal ward so gut,
Der kann alles Andre leicht verschmerzen.

Wir konnten errathen, daß die Günderode damit gemeint sei. Ich fragte ihn nach ihr. „Ich will Ihnen ein Gedicht lesen," sagte er, „in welchem ich sie ganz gezeichnet habe. Ich liebte sie sehr, aber ich redete ihr doch immer zu, wenn sich Einer ihr näherte ihn zu heirathen, denn ich wußte wohl, daß ich's nicht konnte. Ich war ein Student — was sollte ich mit einer Frau? Seltsam ist's, daß ich ihr den Dolch schenkte, mit dem sie sich tödtete, und auch jenen Mann zu ihr führte, der ihr ein so verhängnißvoller Freund ward! Sie wäre auch als Protestantin untergegangen — es war eine Natur, die immer knien mußte und anbeten."

„Ich saß einmal bei ihr auf dem Sopha; sie erzählte mir von ihren Phantasien und ich neckte sie darüber und sagte: „„jezt bin ich das, jezt das; dort sitz ich, da flieg ich, u. s. w."" — So entstand das Ge-

dicht, welches er uns nun las. Es ist voll rührender Grazie — Herzenswitz. Nie hörte ich Holdseligeres. Ich will versuchen, den Umriß zu skizziren: Es ist ein Gespräch zwischen dem Pilger (Clemens) und dem Kinde (Günderode). Zuerst taucht ein Stillleben der Kindheit auf: wie die Kleine Donnerstags immer zum Großvater kam, die schönen Sachen sehen durfte, die Muscheln, die Steine, und sich sammt dem Schwesterchen unter den Tisch mit grünen Vorhängen sezte, wo sie Einsiedler spielten und vorschauten aus ihrer Klause. Nur Ein Graus vergiftete das Paradies: Furcht vor Spinnen. Was sind dagegen Schlangen? Was Maikäfer? — Bald kommen andere Spiele: Unter südlichem Himmelszelte öffnet die Alhambra ihre Mährchenwelt. Dort im arabischen Spitzengeflecht, im Walde von schlanken Marmorsäulen, an den stillen Kristallseen, umduftet von Orangenblüten und Rosenbüschen, wandelt die Jungfrau. Mitten aus einer Zauberhalle, am Springbrunnen, glüht ein Blumenstrauß. Davor steht Gatzull, der herrlichste Maurenritter, mit seinem Schilde die Blüten bewachend. Wo ist sie seine süße Liebe? Wo sind die Maientage der leuchtenden Vergangenheit? Jahrhunderte harrte Gatzull bis das Ebenbild seiner Prinzessin kommt. Jezt tritt es zu ihm und er sinkt vor dem Mädchen in die Knie — der Zauber ist gelöst. — So träumt sie fort beim Nachtigallenschlage. Auf einmal hört sie aber andere Töne und das ganze schimmernde Luftbild schwin-

det: es sind die Tritte eines Eseleins. Maria naht auf ihm, ruft dem Mädchen liebevoll und sagt: „„„komm mit mir, halt Dich an meine Schürze, wie Du als Kind bei der Mutter gethan, komm mit ꝛc.!““ — Ganz zulezt darf man ahnen, daß der Pilger die Phantasie darstellt, das Kind die Sehnsucht, und Maria die Wahrheit.

„Ja es ist schön,“ sagte Brentano selbst. Jedes Werk, einmal aus ihm herausgetreten, war ihm eine selbstständige Schöpfung geworden, an der er nicht mehr Theil hatte als ein Anderer und die er unbefangen überschaute. Das hatte ja nicht Brentano, das hatte in ihm der Genius erzeugt, und demüthig erkannte sich der Dichter nur als Kelch für den göttlichen Wein. Da ist kein Künstlerstolz, der aus sich selbst wirkt. Das Gedicht entsteigt der Seele, wie die Blume duftet, nicht aus eigner Macht.

Die Gestalt der Freundin hatte, gleich einer Fee, alle früheren Bilder wieder in Clemens aufgeweckt; lächelnd blickte er wie in einen Spiegel, den eine liebe Hand vom Moderhauche der Jahre reingewischt. „Ich sollte in meiner Jugend Kaufmann werden,“ erzählte er. „Wenn ich die Frachtbriefe copirte, z. B.: „„ich sende Ihnen diese Waare durch ....““ so zeichnete ich das Gesicht des Fuhrmanns hinein, statt seinen Namen zu schreiben. — Als ich noch ein kleiner Junge war, pflegte man mir zu sagen, wenn ich mich in Gesellschaft beschmutzte oder sonst unartig erwies: „„Pfui,

schämst Du Dich denn nicht vor den Madamen?““ Und das hat sich mir so eingeprägt, daß ich später in meiner ganzen Knabenzeit, wenn Gesellschaft da war, Damen, die sich sehr niedlich mit einander machten, die Thüre aufriß, hereinguckte und mit den Worten: „„Pfui, Madame!““ wieder davon lief. Neulich erst hab' ich es wieder gethan, als ich in einem Hause einen geputzten Kreis traf.“ —

Inzwischen war eine Schaar blühender Knaben, groß und klein, mit ihrem Hofmeister eingetreten und stand umher, fast wie Holbeins Familie Hutten anzuschauen: Söhne der Gräfin Meldeghem, welche von der Seherin von Prevorst in Kerners Haus geheilt wurde. „Wir waren auch so viele Brüder,“ sagte Clemens halblaut zu mir; »und da wanderten die Kleider immer vom Einen zum Andern. Einmal circulirte ein rother Rock und dann auch wieder der sogenannte Pariser Rock — merde d'oie glaub' ich — den einer der Oheime in Paris selbst hatte machen lassen und zwar von so vorzüglichem Tuche, daß es gar nicht umzubringen war. Wir hatten immer Angst auf den Rock. Es bestand eine solche Verschwörung gegen ihn, daß wir auf ihn losschlugen wo wir ihn sahen und richtig vereinten sich bei mir der Pariser Rock und als Weste der Rothe!« —

„Nach dem Tode der Mutter,“ fuhr Clemens in seinen Erinnerungen fort, »waren wir Kinder oft und lang bei der Großmutter. Ich und die Bettina mußten

ihr häufig aus historischen Büchern vorlesen, die uns gar sehr langweilten, und um nur fertig zu werden, überschlugen wir fort und fort. — Von der Bettina fällt mir ein Zug ein, der sie charakterisirt: Als kleines Mädchen stand sie mit mir oben an der Treppe und sah hinunter wie Buonaparte mit einer Lederkappe herauf kam. Bettina rief: „„Guck nur! er ist auch unser einer."" — Wenn ihre kleinen Gespielinnen zu ihr kamen in den Garten der Großmutter, legte sich Bettina hin und ließ sich von ihnen mit einer Gießkanne begießen. — Wie sie noch ein ganz kleines Mädchen war, setzte sie sich hinaus in's Gras; es war so hoch, daß ich sie gar nicht sah. Endlich fand ich sie doch und da hatte sie lange still gesessen und so ein Stück Wiese, in welchem sie just ruhte, ausgeschnitten mit allen Halmen, Blättern und Insekten, wie Spitzen."

„Es ist ein Unglück mit diesem Geschöpfe," setzte er nach einigem Schweigen hinzu. „Wenn sie in ihrer Jugend in ein Kloster gegangen, wäre sie eine Heilige geworden. Jetzt ist sie nur eine geschossene Pflanze, zwar eine wunderbare Pflanze — aber so hoch geschossen!" — Dabei hob er die Hand weit empor. „Sie ist wie ein ungebundener Blumenstrauß, den man in die Luft wirft und der zerstreut wieder herabfällt, allerlei wunderliche, aber doch schöne Figuren und Arabesken bildend. Bettina hätte ihre Engelrolle recht gut gespielt, wenn sie nicht ihr Bestes, Innerstes mitten auf den

Markt geschleudert. Weiber sollten das Zartgefühl nicht so verletzen, sich nicht so Preis geben." — „Alles Schöne schüzt sich selbst," entgegnete ich. „Nun Gott behüts! die ist gut dran — Jesus, Maria und Joseph! Sie sind ein armer Tropf." — Darauf fuhr er fort: „Ja, Frauen spielen die Engel. Es ist ungeheuer schwer für sie, wahr zu bleiben — die es sind, sind Heilige. — Bettina ist gut und barmherzig, in ihren Armen starben mehr als dreißig Cholerakranke. — Diese lezten Briefe an die Günderode hat meine Schwester versiegelt in einem heimlichen Fache von Arnim's Schreibpult gefunden — wo er diese Papiere versteckte — und gleich die Nächte durch geschrieben und sich auf Velin drucken lassen." —

Der Graf führte Brentano und mich in das Haus vom Advokaten Werner, der eine herrliche Copie der Anunziata besitzt — Maria delle grazie — ein großes altitalienisches Bild. Vom Original behauptete unser Cicerone, es werde — zu Florenz, wenn ich nicht irre — so heilig gehalten, daß man es nur an einem gewissen Feste sehen dürfe. Wir standen lange davor. Wie viel besser erfaßt man einsame Gemälde! Noch heute könnte ich es zeichnen, das treue, inbrünstige Gesicht der Maria, das sich im Profil voll süßer Frömmigkeit erhebt. „Ist es nicht wie ein weißer Mandelkern?" sagte Brentano; „der Engel ist mir ein wenig zu lümmelhaft. Ich habe selbst einmal eine der werth-

vollen Copien besessen, sie aber wieder hergegeben. Nur keine Bilder! da kommen die Leute, um die Kunstwerke zu sehen; bald muß da etwas ausgebessert, bald dort etwas gefirnißt werden. Wenn ich könnte, möchte ich mir ein Haus bauen ganz von Marmor, wo Wasser durchfließt und es von selbst reinigt; und alle Wände würde ich mit Teppichen behängen." —

Im Vorbeigehen zeigte uns der Graf in einer Apotheke eine Madonna, ein gutes Bild, wie uns schien aus altitalienischer Schule. Man bot dem Besitzer Tausende, allein er darf nicht wagen es wegzunehmen, weil die Leute allen Glauben an die Arzneien verlören, auf welche die Gegenwart der Gnadenmutter besondern Segen ausströmt, und die wirklich einmal alle verdarben, als zufällig wegen einer Reparatur das Gemälde weggehängt war. Das freute Brentano. — Auf dem Wege durch die schöne aber menschenleere Reichsstadt erzählte uns Kerner, wie er, als sein Rickele in ihren Mädchenjahren einst so krank in Augsburg lag, ein Gebetlein geschrieben und es im Dunkeln heimlich auf den Altar im Dom gelegt habe.

„Seht doch wie stolz er geht;" sagte Kerner, auf Brentano weisend; „es ist doch so eine Art von Papst." — Dieser nannte Justinus „den Hereinrager," hinzusetzend: „Ich habe ihn auch unter diesem Namen noch in Gockel, Hinkel und Gackeleia einführen wollen." — Brentano konnte sich gar nicht mit dem Worte „Her=

einragen" versöhnen; es mache Alles so modern. Es mochte ihm wohl zu wissenschaftlich lauten.

Will ich doch hundert Meilen pilgern, um die Natur auf Bergen zu genießen; aber noch lieber mich ihrer im Menschenherzen freuen. Im Dichtergeiste concentrirt sich die Welt; er ist der Brennspiegel für alle Strahlen der Schöpfung. Mit wenig Ausnahmen hab ich immer bemerkt, daß die genialsten poetischen Naturen in ihrer Persönlichkeit noch über ihrem Werke standen. Sie selbst sind ihr bestes Gedicht: Wir empfangen das Arom unmittelbar. Ist die frische Blume so schön, wie die frisch im Garten duftende? Schmecken die Früchte nicht am süßesten, die unberührt im Laube glühten? Solche hochbegabte Menschen sind in ihrer ganzen Erscheinung geistige Sonnentempel. Wie lockt es uns, zu rasten an ihrem Fuße, im Schatten ihrer Säulenhallen! Kerner und Brentano vereint zu sehen, war ein merkwürdiges Gelingen. Schon ihre äußern Bildnisse neben einander! Wie fein meißelt der Genius die Züge aus! Wie schimmert durch die Stirne das heimische Licht! Ein solches Angesicht erinnert an edle Alabastervasen, die von innen erleuchtet sind. Wenn ich die zwei Freunde neben einander sah, Haupt zu Haupt lächelnd geneigt, war mir's auf einen Augenblick, als gleiche Brentano unserem Justinus — und wunderlich! die beiden Männer, von denen der Eine, Clemens, schon silbernes Greisenhaar trug — erinnerten sie mich nicht zuweilen plötzlich an

Kinderköpfe, die spielend aus Wolken schauen, bald fromm, bald schelmisch? Mir däuchte, noch immer hätte der Maler von ihnen borgen können. So zeigte Brentano in seinen glücklichsten Momenten, wie tiefwahr jene Katastrophe der Verwandlung in seinem Mährchen sei: das reiche seelige Geheimniß — wieder Kind zu werden! Dies Verschmelzen der ersten und lezten Jahreszeit vom Leben, dieser rührende Maitraum im Winter — wie man Blumen unter Schnee trifft und nicht weiß, ob sie Spätlinge sind oder schon vorausgeeilt: ist bezeichnend für die höchsten Naturen — ich erfuhr es dort nicht zum erstenmale. Diese Kindlichkeit — es ist der Götterstrahl, der in Blick und Lächeln der Lieblinge glänzt! Auch jene beiden kränzte die unsterbliche Jugend, aber die unseelige, vergängliche war bei Clemens auch noch nicht ganz überwunden und er, obschon bedeutend älter, noch mehr der Jüngling.

Diese zwei Männer — wie verschiedenartig und doch wie verwandt! Von Brentano sagte eine Frau geistreich: „Es ist der katholische Kerner." — Er selbst nannte Justinus „ein Geistlichkeitssurrogot." — Herz und Phantasie werden den Dichter oft zum Katholicismus ziehen. Auch als Naturforscher äußerte Kerner in seiner Theorie ein Hinneigen zum römischen Kultus. Daher gehört der vorbereitende Puppenzustand, das Mittelreich; der Exorcismus. Auch die Fürbitte. Können Gläubige, welcher Kirche sie immer angehören, Kraft

und Segen des Gebetes läugnen? Mit dem Papstthum wie mit dem Lutherthum mag Kerner Sympathien haben: bei ihm waltet das rein Christliche — aber doch in strengerer, nördlicher Färbung. Bei Brentano ist mehr Form, Schmuck — die Sinnenwelt herrscht vor. Bei Kerner blos die Welt des Gedankens, geistiges Schauen. Ihm genügt das Kreuz. Der Andere windet Dornen- und Blumenkränze darum. Es ist als wenn die Poesie zwei Kinder gehabt hätte, zwei Söhne — Orient und Norden. Zwei Lieblingskinder der Mutter, von der man nicht weiß, ob sie Schmerz oder Seeligkeit heißt. Man durfte den beiden Geistesbrüdern nur in die Augen sehen: in Brentano's sammetbraunen sonnigen Sternen blühte etwas Hellenisches. Kerners schwarzes Auge — Mondlicht — ist ein Meer von Geist, eine Unendlichkeit von Schmerz und Liebe. Ein Seherblick, nur auf Inneres gerichtet: der Norden so reich an Räthsel und Zauber, die Heimath vom treuen Magnet!

Dem Norden mit gesenkten Wimpern offenbart sich aber auch oft wundersam der Süden. Die Schönheit hatte zwei Träume auf Erden: Morgenland und Abendland. Eine weiße und eine rothe Rose, Einem Stamme entknospet. Was sie scheidet, was verbindet, ist ein Geheimniß. Scheint sich nicht oft zu fliehen was sich sucht? Bleiben Furcht und Verlangen einander immer fremd? Der Schmerz der Natur ist vielleicht nur Sehnsucht.

Es giebt eine glühende Liebe, die dem Hasse gleicht. Ein Haß der Liebe! Ihn kennen nur Wesen, die sich stets nah und stets fern sind, zu verschieden und zu ähnlich einander. Es ist der Kampf zweier Herzen welche dürsten in Eins zu zerfließen, zweier Herzen, die sich nicht lassen und nicht finden können. Sehnsucht ist aller Schmerz. Stets müssen sich ungleiche Elemente begehren, einander zu ergänzen. Pol um Pol! Ewig angezogen, ewig abgestoßen. Nord und Süd — da hast Du das Räthsel unseres Wesens. Hat je das Vaterland Dein Herz ausgefüllt? Hat Dir Fremde nie Heimweh geweckt? Reißt Dich's nicht her und hin? Wie süß lockt die Ferne von Berg zu Berg — aber nur als läge dort eine andere Heimath! das wahre Zuhause. Wir Zugvögel. Darum müssen wir alle wandern — wenn auch die Meisten nur im Traume. Wir ruhelosen Nomaden in den Steppen des Lebens. O Wanderlust!! Wandern — das ist Hoffnung! Sehnsucht ist aller Schmerz.

„Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh,
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.“ *)

---

*) Heine.

Nord und Orient — so ungleich und so verwandt! An diese Typen wollten mich Kerner und Brentano zuweilen gemahnen. Beide sind Naturlaute, sind Volkslieder, Kerner wäre die Nachtigall. Brentano war einst für die Lerche bestimmt. Ich möchte ihn mit Morgen- und Abendroth vergleichen; Kerner mit Mond- und Sternenlicht. Dieser ist ein gothischer Münster; Jener die Alhambra. Wenn Clemens dem schäumenden Gletscherstrome gleicht, der bald Granit und Eis wälzt, bald grüne Matten umschmeichelt: erinnert Justinus an einen träumenden See, von Alpenrosen umglüht, in dessen tiefem Saphirblau sich die Berghäupter spiegeln.

In Kerner tritt das Weltbürgerliche vor: er ist mittheilend wie die Sonne. Brentano schließt die Laden, zündet geweihte Kerzen an und betet einsam für die Leidenden. Jede Geistesforderung findet bei Kerner ein Echo; alle Meinungen sind geduldet, denn er steht über ihnen, gehört nie einer Parthei, sondern dem unendlichen allgemeinen Geistesleben. Brentano sperrt sich schroff ab von jeder fremden Richtung. Er reitet bis an's Kinn gepanzert, wie Sankt Georg mit Schild und Speer aus, den Lindwurm zu tödten. Der Andere wandelt im Schlafrocke durch den Urwald und zähmt die Ungeheuer mit dem magnetischen Blicke sanfter Güte.

Statt daß, wie bei Manchen, Dichter und Mensch gesonderte Persönlichkeiten bilden, fließen sie bei Kerner völlig in einander. Das macht weil er durch und durch

Dichter ist. Und doch hat Justinus, wo er als Gelehrter auftritt, den Dichter ganz zu beseitigen gewußt. Beweis dafür die nackte historische Treue in seiner Seherin von Prevorst. Brentano hat auch viele Jahre, und zwar ausschließend, mit der ihn bezeichnenden Leidenschaftlichkeit, der Beobachtung eines außerordentlichen weiblichen Seelenlebens im erhöhten Zustande gewidmet. Clemens konnte bei seiner Nonne von Dülmen den Dichter nicht verläugnen. In Brentano herrscht die Phantasie vor. Ihr Flügelroß geht mit ihm durch. Fata Morgana gehört auch nur den südlichen Zonen. Es giebt in der Poesie eine glühende Region, die sich mit der Wahrheit nicht zu vertragen scheint in gewissem Sinne; eine Höhe, wo die Blumen Alles überwuchern; eine Vogelperspektive, aus der man alles Maß der Gegenstände verliert. Clemens und Bettina leben in einer solchen ungebändigten Märchenherrlichkeit. Sie sind zuweilen poetisch besessen. Man darf das nicht mit der Lüge verwechseln und zulezt behalten die Geschwister mit ihrer Wahrheit doch auch Recht. In Kerner aber ist Alles Wahrheit. Sein Herz ist Gold. Er war nie aus dem Paradies getrieben. Er athmet Frieden.

Wenn ich Kerner in seiner Kinderreine einem Bramanen Indiens vergleichen möchte, so erinnert Brentano an einen Asceten am Ufer vom wunderreichen Nil. Alle Verlockungen, aller Zauber der Wüste kommen über ihn. Bei Kerner ist alles Harmonie, ein in sich fertiges Ganze.

Nichts trübt bei ihm unser Vertrauen, während wir bei Clemens nie volle Sicherheit fühlen. Eine wilde Vergangenheit ließ viel Reue und unklare Leidenschaft zurück. Mit finsterer Kälte konnte er sprechen: „Wenn man immer das Gemeinste annimmt, trifft man beinahe stets das Rechte. Alles Schlechte hat einen Bezug im Menschen." — Es giebt schauerliche Momente, wo sich auch uns dies als Erfahrung aufzwingen will. Wohin würde sie uns führen? Es ist doch nur ein Wahn, wie die schwarze Wolke, welche sich vor der Sonne ballt. Freilich streiten sich die guten, die bösen Elemente in der Brust — Licht und Schatten. Wir können nach der schwarzen, wie nach der weißen Kugel greifen. Jeder findet in sich und Andern was er sucht. Läugnen ist Tödten. Glauben ist Erwecken. Darin gerade ist Kerner so groß, daß er auf das Ideal im Menschen baut. Wie ein Gärtner hegt und überwintert er es — und es gedeiht ihm auch: Treue wird nimmer zu Schanden. Als Motto für seine Herzensweisheit möcht' ich oft Bettinas Wort erwählen:

> „Wenn Dich eine höhere Vorstellung durchdringt von einer Menschennatur, so zweifle nicht, daß dies die wahre sei, denn alle sind geboren zum Ideal, und wo Du es ahnst, da kannst Du es auch in ihm zur Erscheinung bringen, denn er hat gewiß die Anlage dazu." —

In Kerner wohnt auch tiefer Schmerz. Bei Brentano ist's aber Verzweiflung. Beide Dichter sind voll

originellem Humor; aber bei Bettina's Bruder mischt sich Bitterkeit ein. Kerner heilt und lindert, auch wenn er neckt und mystificirt — denn allerdings haben die Genien auch ihre Koboldchen im Gefolge. „Man muß nur recht suchen, man findet immer noch etwas," sagte mir glückseelig eine schöne Seele, als sie ihr leztes Haargeschmeide im hintersten Fache aufgestöbert und hergeschenkt hatte. So sah ich Kerner schon oft alle Schubladen seines Schreibtisches auf- und zumachen, nicht eben erbaut über das Inventarium. Justinus hat ein rührendes Talent kleine Geschenke zu ersinnen, aus Nichts eine liebliche Gabe zu schaffen, wie in Feengeschichten sich flugs eine Nußschale zur Gondel, ein Strohhalm zum Divan verwandelt. Ich will zum Belege, aus hundert Zügen den nächsten anführen, der mir einfällt.

Kerner und ich saßen jüngst am altersbraunen Thurme und sahen in's verglühende Abendroth eines jener traumhaftschönen Sommertage, wie man sie nur in Weinsberg kennen lernt. „Nun wir ihn so froh durchlebt haben, muß ich doch noch sagen, daß es mein Geburtstag war," sprach ich. — „Warum hast Du mir das nicht früher verrathen? Ich hätte Dir doch wenigstens ein Lied gemacht." — Er geht und kommt nach zwei Minuten wieder, mit einem Döschen von eingelegtem Holze, eine von den Drechslerarbeiten des Grafen Alexander von Württemberg, die in phantastischer Eigenthümlichkeit, selbst wie kleine Gedichte, in der edlen

Dichterhand sich spielend gestalten. Der Boden des Döslein ist mit einem rundgeschnittenen Papier ausgelegt, das Datum darauf geschrieben nebst folgenden Zeilen:

Bessres weiß ich nicht zu geben
Dir zum Festtag als dieß Holz,
Dem ein Freund, der unser Stolz,
Gab dies nette runde Leben.

Ein andermal hat er mich ein wenig gezankt und bringt mir ein gedrucktes Bildlein auf rosa Papier, ein Kind mit einem Lamm. Auf die Rückseite sind die Worte gekrizelt:

Dies Schäflein zum Angedenken
Will ich Dir, lieber Schafskopf, schenken.
J. K. Oekonom.*)

Solche weiche Kindergüte hat Brentano mit Kerner gemein. „Was soll ich Ihnen denn schenken? Wollen Sie meine Uhr?“ konnte Clemens halb im Scherze, halb im Ernste, gleich bei der ersten Begegnung fragen. Unstreitig ist viel Segen von Brentano ausgegangen. Er war unermüdlicher Wohlthäter der Armuth. Das ist eine Aehnlichkeit weiter mit Kerner, von dem so viele geistige Erquickungsstrahlen ausströmen, so viel Trost und Hülfe. Es ist oft unglaublich wie weit verzweigt

*) Das Journal des Débats hatte ihn als gelehrtesten Oekonomen Deutschland's bei der Hochzeit von Strauß aufgeführt.

sein Wirken, wie er, bald heimlich, bald offen als Schutzgeist waltet; wie viele Fäden sich in seiner Hand zum schönen Gewebe kreuzen; wie manche gute Kraft, eine durch die andere, er in Bewegung setzt; wie sich sein Walten elektrisch in die ausgedehntesten Kreise verbreitet, und wie er, warm und besonnen zugleich, geniusartig, durch Eingebung, sogleich das findet und ergreift, was Noth thut. Brentano hatte den Willen wie jener, vielleicht eben so viel innere Macht, weit mehr materielle Mittel, und hätte es wohl eben so weit gebracht, wenn nicht die Freiheit im Geiste gefehlt, die Klarheit ahnungsvoller Stille. Hier tritt uns ein Fluch entgegen, der auf dem armen Clemens zu lasten schien und dessen er sich wohl bewußt war. Mit dem ungeheuern Mitleid in der Brust, mit dem heißen Drange, alle Menschen zu erfreuen, schien Brentano verdammt, sie beinahe beständig zu verletzen. „Das ist's ja, daß ich den Leuten immer weh thun muß," hörte ich ihn oft klagen. „Ich meine es doch so gut und verwunde Alles, was mir naht." — Nicht mit Unrecht sagte Kerner von ihm: „Er ist wie ein Kaktus — so schön und so stachlig...." — Dabei fällt mir ein, daß die Paßionsblume unter Justinus' Freunden als sein Sinnbild gilt.

Niemand in der Welt hat mir so bittere Kränkungen und grausame Worte gesagt, als Clemens, und doch konnte ich mich nicht zürnend von ihm wenden. Er sprudelte das so heraus wie im Wahnsinn. Ich wußte es

genau, wenn wieder der rechte Brentano in ihm sprach und über den dämonischen siegte. Nie vermochte ich Groll zu hegen — war es doch Bettina's Bruder! Auch wußte er mit einem Blick, einem Lächeln Alles zu tilgen. Nur die Anmuth blieb der Erinnerung — das Schlimme war vergessen: vielleicht weil es doch nur etwas Fremdes im Wesen unseres Dichters.

Selbst in Augsburg sollte er uns eine Störung bereiten. Man kann keine Stunde mit Kerner sein, ohne daß sich seine Attraktionskraft äußert. Immer gruppirt sich um ihn Schönes und Bedeutsames. Ihm ist die Fee Abentheuer hold. Besondere Sterne walten über ihm, oder er vielmehr scheint ihnen zu gebieten. Wer ihn kennt, sein Leben daheim und auf Reisen, findet sicher nicht, daß ich übertreibe. Mehrere Notabilitäten hatten sich heute zu ihm gefunden. Zuerst Widemann, der Redakteur des Auslandes. Mit Interesse sah ich den Mann eintreten, welcher an der Spitze eines so großartigen Instituts steht, wie die allgemeine Zeitung. Kolb hat einen geistreichen Kopf, ein Auge, welchem man den lenkenden Ueberblick wohl ansieht; zugleich eine Freiheit der Form, welche den Weltmann bezeichnet. Wir wissen Alle, daß leere Formen ein Nichts sind — wenn sich aber ein rechter Geist ihrer spielend im Vorübergehen bemächtigt, dann imponirt er um so mehr. Man sollte überhaupt das Kleid, das man nun doch einmal tragen muß, nicht so ganz vernachlässigen.

Wie der harmonische Contrast zweier Farben neben einander dem Auge wohlthut, so erquickt mir's die Seele, neben dem Sturmhimmel der Poesie die Ruhe und Kristallhelle des wissenschaftlichen Geistes zu schauen. Es ist eine allesspiegelnde, unerschütterte Tiefe. Es ist heitergenießende Objektivität. Man fühlt sich so geborgen, erfreut sich so fester Bürgschaft. Es ist wie ein schöner Grund, auf dem sich die eingestickten Arabesken der Phantasie erst recht bunt und schimmernd entfalten — etwa wie Gold auf Kornblau. Eins dient dem Andern zur Folie. Und zieht man es nicht zu Zeiten vor, wie aus dem Hafen das ganze Seebild zu betrachten, statt sich selbst auf der Flut umhertreiben zu lassen? Die Gegenwart so gediegener, vielseitiger Männer verhieß frohe Stunden mit nachhaltigem Genuß. Aber Clemens blies mit vollen Backen das Christbäumchen wieder aus, das Kerner anzünden wollte: des Ersteren wilde und bizarre Launen sprengten in wenig Minuten den Kreis auseinander. In solchen Momenten schien er wie besessen von einem mittelalterlich fanatischen Mönche.

Wir — die Trümmer der Gesellschaft — wanderten vor das Thor. Brentano ging schweigend durch die Allee; einmal pfiff er gellend, diabolisch, und nahm erst nach und nach wieder Theil am Gespräche. „All das unbestimmte poetische Leben," sagte er, „wie ich's auch früher trieb, ist nur ein Musiciren in die Luft. Was Poesie! Ihr seyd Alle noch zu sehr darin befangen. Sie

ist eben die Dreckborte am Mousseline-Kleid der Dichterin X......" — Er verglich Letztere mit veralteter Galanteriewaare: „Das Tuch ist aufgetragen, aber die eingewebten Figuren bleiben freilich noch kenntlich." —

Wir traten in einen jener Gärten, welche für unsere Provinzialstädter den Inbegriff alles sommerlichen Naturlebens ausmachen: eine bunte Menge, Tische und Bänke so weit das Auge reicht; Pauken und Trompeten nicht zu vergessen. Brentano führte uns nach einer einsameren Stelle, wo junge Bäume eine Mauer um uns bauten. „Da, Sie liebes Kerlchen," sagte er und wies mir an seiner Seite einen Platz an. „Gott behüt' mich! Man kann ohne die Frau nicht seyn." — Er leerte das schlechte Bier, das man vor ihn hingesetzt hatte: „Ich muß ein Exempel statuiren." — Nun ging es über die gebildeten Leute her. „Man sollte nur sehen, wenn das hier ein künstliches Gebüsch wäre, wie da giftige Schwämme wüchsen." — „Ich bin nie an einen Ort oder in eine Gegend gegangen," versicherte er auf Veranlassung seines Münchner Aufenthalts, „wo ich nicht hätte bleiben können oder wollen." —

Die Zeit drängte. „Ich fahre da mit der wunderthätigen Madam nach Haus, von der ich selbst noch nicht weiß, wo sie eigentlich her ist," sagte Brentano. Man eilte nach dem Bahnhofe. Als wir vorbeiflogen und ich, gegen die sinkende Sonne zu, Kerner's und dem Grafen, welche noch am Wege standen, Abschiedsgrüße nachsandte,

äußerte Clemens: „Ich bin froh, daß Sie mir nicht so zugewinkt haben. Ich hätte weinen müssen und mich auf mein Angesicht werfen. So wurde mir's auch schon als Kind zu Muthe, wenn ich das Abendroth gewahrte; oft nur aus Schmerz, daß meine Mutter es nicht auch sah."

Lange sang er neben mir leise vor sich hin alte Melodien — ach! so traurig, wie wenn der Wind durch Ruinen streicht und Gestrüppe; es hallte gleich fernem Echo von Lieb und Jugend, war wie ein letztes Wiegenlied für das todtwunde Herz, oder wie eine Beschwörungsformel: graue Schatten stiegen aus Gräbern. Alle Schmerzen und Wonnen wachten auf aus dem Zauberschlafe, worin das Alltagleben sie gebunden hält. Es sind Stimmen, es sind Töne, wie sie mir in dämmernder Kindheit schon erklungen: ob aus den Wellen, den Eichwipfeln, den Felsen der Heimathberge — ob aus eigener innerster Seelentiefe?

Später begann Brentano mir Alles abzufragen, so traut und theilnehmend, mein inneres und äußeres Leben. Unwillkürlich beichtete man. Jetzt verstehe ich wohl, daß es eine Art von gutmüthigem Jesuitismus war, wohlgemeint. Ueberhaupt, was er Herbes sagte und that — es war immer um eines guten Zweckes willen, und sehr oft auch Wahrheit, aber im rauhesten Gewande. Er verwundete ohne zu heilen. Geschah jenes warme Eingehen anfangs auch absichtlich — bald riß ihn die gute Natur hin, und ehe er sich's versah, war

er in seinen eigenen Erinnerungen gefangen. Zuerst erzählte er von einer früh verstorbenen Schwester, welche geistig noch höher stand denn Bettina. Die jüngste der Schwestern, noch jezt in Frankfurt verheirathet, war wunderschön. Traurig mag seine Jugend gewesen seyn. Der Vater war ein alter Italiener, welcher eifrig rechnete und viel Gold sammelte. Die Mutter — wenn ich nicht irre die dritte Gattin, Tochter der Frau von La Roche — wird von Allen, die sie kannten, als eine liebe, schöne, anmuthige Frau geschildert. Die Kinder waren immer in die Kinderstube gesperrt; die Mutter mit ihnen. Da Clemens 16 Jahre alt war, schickte man ihn in irgend ein kleines Nest in Sachsen. Das paßte nun gar nicht für ihn. Er konnte nicht gut thun, trieb Unfug und ward entlassen. Darauf nahm ihn der Vater in sein Comptoir. Als dieser um die vierte Frau warb — ich glaube eine Generalswittwe — hatte der Knabe die Brieflein hin und her tragen müssen, und während er arbeitete oft gehört, wie der Vater, italienische Verse an die Dame dichtend, auf und ab ging und immer wieder von vorne die Anfangsworte wiederholte: „Andate pensieri“ etc.

Noch jezt bewohnt ein Bruder das älterliche Haus in der Sandgasse zu Frankfurt, ein stattliches Gebäude. Dort hatten in der Jugend sich all' die Geschwister eingerichtet, jedes ein Paar Zimmer für sich, und lebten darin so neben einander wunderlich fort, jedes auf seine

Weise. Von der Großmutter La Roche (aus Bibrach) versicherte Brentano, er habe im ganzen Leben keine höhere, genialischere Frau gekannt. Von seiner andern Großmutter erzählte er, sie sey so schön gewesen, daß, als sie bei ihrer Vermählung von Augsburg wegging, der Bürgermeister sie für die Stadt malen und das Bild im Rathhause aufhängen ließ.

Dann kam Clemens auch auf seine schweren Gewissensbisse wegen der Ehe mit Arnim. „Ich habe ihn der Bettina gebracht und dadurch ist sie in das literarische Wesen und zu den Philosophen gekommen, und zum jungen Deutschland, und hat keine Religion mehr. Wenn ich selbst nicht damals so unfromm geworden, hätte ich darauf mehr geachtet und ihr keinen Protestanten zugeführt.“ — Er setzte hinzu: „Arnim hatte viel Kummer über die Geschichte mit Göthe. Arnim war so ritterlich; schön wie ein Engel; züchtig, liebenswürdig; ich war so entzückt von ihm, daß ich ihn selbst zu meiner Frau hinführte, die ich sehr liebte, und ihm sagte: Jezt küsse sie, aber auch recht, daß es schmazt.“ —

Clemens lebte mit seiner ersten Gattin, Sophie Mereau, einige Zeit in Heidelberg, und schrieb mit Grimm, Görres und Andern die Einsiedlerzeitung, welche Arnim herausgab. Brentano's zweite Ehe war sehr unglücklich; sie trennten sich und wurden geschieden. Die Frau heirathete einen Buchhalter bei Bethmann, bekam mehrere Kinder und stürzte sich vor zwei Jahren in den Main.

Brentano konnte als Katholik nicht mehr heirathen. Er hieß sie noch immer „meine Frau." — „Nun, was sagen Sie denn zu meiner Frau?" fragte er zur Zeit dieser Katastrophe einen Bekannten, der es mir wieder erzählte, und von dem ich auch folgende Anekdote habe: Es lebte ein Herr Knoblauch zu Frankfurt. Dieser fragte einmal Brentano, als sich beide nach langer Zeit wieder zum erstenmale sahen: „Kennen Sie mich noch?" — Brentano zog die Nase hinauf, als spüre er üblen Geruch, und erwiederte: „Ja, ich kenne Sie." — Während des Congresses in Wien wurde Brentano's Lustspiel Ponte di Leonce ausgepfiffen, was vielleicht auf sein ganzes Leben Einfluß hatte, weil der Dichter bald nachher abreiste. Man verstand die Wortspiele nicht recht, wie mich ein Augenzeuge versicherte. Der Verfasser mochte sich zudem durch seine witzige Grobheit vielleicht auch unter den Schauspielern Feinde gemacht haben.

„Wenn man in all das Ernste, Schauerliche hineingesehen hat — da ist's mit aller Poesie aus," sprach Brentano nach einer Weile. „Ich bin ein armer Mensch. — Ich bin damals nur so poetisch in der Luft geschwommen und habe mich für einen ganz angenehmen, interessanten, jungen Mann gehalten. In der Religion war ich ganz verkommen. Viele Nächte hab' ich geweint und Gott gebeten, mir doch wieder etwas zu geben, nur etwas, woran ich mich halten könne. Dann kam die närrische Fügung, daß ich die Emmerich kennen lernte"....

Ein andermal äußerte er: „All unser Elend ist der Ueberfluß. Es giebt nur Eine Sünde: Ueberfluß. Und nur Eine Tugend: Armuth, Entsagung..... Kind, Ihr Alle hungert noch nach Menschen," setzte er hinzu. „Ich bin auch noch immer hungrig. Man berauscht sich in einander und das hindert, sich selbst zu finden und zu behalten. Das ist mein Jammer, daß ich die Menschen so liebe. Ich erschrecke, wenn mich wieder Jemand interessirt. Jeder reißt mir wieder ein Stück von meinem Leben." —

Er gestand mir: „Ich bin von Jugend auf und jezt noch immer zu stürmisch in Allem. Jedes Glas Wasser, welches ich einschenke, mache ich zu voll, daß es überläuft..... So wie Sie mich heute sahen, das bin nicht ich; die vielen fremden Menschen — all das verlezt mich; ich kann mich nicht zeigen wie ich bin und da stachle ich mich auf. Dieser Tag hat mir ungeheuer weh gethan." —

Am folgenden Abende besuchte er mich aber doch im Hause am Obelisk. Ich führte ihn zu meiner kranken Nachtigall. Kerner nennt sie den weiblichen Novalis. Ich hielt sie lang für ein Gedicht der Bettina, aber ein Freund versicherte, Magneta sey ein Volkslied und hiemit freilich Geschwisterkind der Brentano's. Es war mein Wunsch, Magneta und Clemens beisammen zu sehen. Das Wehen ihrer Engelseele mochte ihn mit körperloser Musik berühren. „Da gefällt es mir!" sagte er gleich beim Eintritte heiter aufathmend, und schaute im Stüb-

chen umher, durch dessen weitoffne Fenster aus nachbarlichen Wipfeln Vogelchöre tönten. Es war heute in seiner Erscheinung etwas wie Tradition von ehemaligem Salonleben. Das gab ihm, im Gemisch mit seiner priesterlichen Frömmigkeit, etwas vornehm Katholisches, Kirchenfürstliches, wenn ich so sagen darf. Er trug einen feinen violeten Rock, dessen Farbe besonders wohlthuend wirkte, und gemahnte mich, der modernen Form zum Trotze, wie ein schönes italienisches Bild.

Ich hatte es auf seine weltliche Poesie abgesehen, allein er meinte: „Das ist nur dummes Zeug. Wir müssen etwas wählen, das Ihnen auch weiter hilft.“ — „Seit 30 Jahren sitz' ich so,“ sagte er, als er seitwärts an den Tisch rückte, die Lichter hinter sich stellend, so daß der Schein über die Schultern fiel. Die ersten Blätter, nach welchen Brentano griff, waren lateinisches, uraltes Manuskript: Brief einer Eremitin aus dem dreizehnten Jahrhundert an ihren Beichtvater. Clemens fing nun an die einfachen Worte voll tiefen Sinn uns deutsch vorzutragen mit seiner säuselnden Geisterstimme.

Die Nonne schildert einen Traum, der ihr geworden: Sie feiert die Trauung mit ihrem Herrn und beschreibt das Anlegen der symbolischen Brautgewänder: Zuerst ein dreieckig Tüchlein, (bedeutet die Dreieinigkeit). Ein rothes Gewand (die Liebe). Weißes Gürtelein (Keuschheit). Weiße Sandalen (Reinheit) u. s. w. Diese Ehe wird mit sieben Kindlein gesegnet: Gehorsam, De-

muth, Mangel und Armuth. Die beiden Letzteren bleiben immer bei der Mutter im Hause. Ferner: Geduld, Leiden. Dieses Sechste ist roth gekleidet, stets in Thränen; Alles mißglückt dem Mägdlein; aber Geduld stellt sich immer neben sie und singt sie ein, trocknet ihr die Augen, beruhigt sie. Demuth trägt ein graues Röckle; die Andern sind weiß gekleidet. Das lezte und liebste Kind ist: rechter Fried. Die Mutter erlebte an Allen Freude — es sind aber auch Kinder eines großen Königs gewesen. Die Nonne schildert das Schlafkämmerchen, das sie mit ihm bewohnt, und die süßen Gespräche, welche sie beständig mit einander führen: „Verlaß mich nie!" fleht sie da oft. Sie denkt sich zulezt so in ihren Herrn hinein, daß sie wieder selbst zum kleinen Kinde wird, sein Kind, und alle ihre Kinder wieder verliert. „Man sieht so in den ganzen Haushalt der Unschuld hinein," sagte Brentano, als er geendet hatte. „Ist das nicht dem Schönsten von Bettina an die Seite zu stellen? Und das ist's eben! Der Stoff dazu wäre da gewesen." —

Nun kam ein Weihnachtlied von Brentano, ein Gespräch zwischen Meisterin und Schülerin. Diese will dem Herrn zu seiner Ankunft ein Haus bereiten und fragt jene um Rath. So oft ihn die Schülerin vernommen, erwiedert sie: „Mit der Hülfe meines Engels hoffe ich das zu vollbringen." Die Meisterin spricht: „Jesus braucht eine Schlafkammer..... d. i. die Herzenskam-

mer." — „Ja wird er denn da schlafen können vor dem argen Hammern?" — „Das wird schon ruhig werden, wenn er darin ist." — So gehen sie alle Vorkehrungen durch. Erst das Bettlein: das Kopfkissen — Sanftmuth. Die Decke — Barmherzigkeit. Das Leintuch: wird gemacht von der Leinwand, welche die Schülerin spann und mit ihren Thränen lilienweiß bleicht im Mondlicht — d. i. ihr Leben. Das Wiegenband, mit dem man schaukelt — Gehorsam. Demuth schüttelt Stroh auf die Brettchen in der Wiege, das Stroh, wo keine Früchte gewachsen sind, den Abfall. Vier Mägde werden zur Pflege bestellt: Fleiß; guter Wille; — Lezteres ist die Schaffnerin, immer bereit zu vollführen, was die Erste anordnet; Memoria — Erinnerung, die Vergißmeinnicht im Garten pflanzt; endlich Prudenzia — Vorsicht. „Ja," sagt die Schülerin, „wenn Alles das bereitet ist, so denke ich, kann ich ihn freudig erwarten." — „Es ist tiefschön, hier wie im Nonnentraume, daß, wenn auch Alles da ist, musterhaft, rein, doch erst noch ganz zulezt der Herr hinzukommen muß."

Ein erschütterndes Passionslied folgte, das Brentano erst an diesem Tage aus dem Italienischen übersezt hatte: Christus geht alle seine Leiden durch und wiederholt nach jeder Strophe den Refrain:

„Das Alles that ich für dich —
Und du dachtest wohl gar nicht an mich?" —

„Sonderbar," bemerkte Clemens, „daß ich nie auf

ein Gedicht von mir mich besinnen kann. Oft kenne ich sie gar nicht mehr, wenn ich sie lese, und doch habe ich keines ohne große Bewegung gemacht.“ —

Er legte einige der Hefte vor sich hin, in welche er das Tagebuch der Augustinerin aufgezeichnet hat. „Die Emmerich ist g'rad so poetisch, und mehr, als die Arnim, und bedeutend besser,“ sagte er. „Ich habe heute einige Stunden lang meine Papiere durchstöbert, um Ihnen etwas von der Jugendzeit der Emmerich lesen zu können.“ —

Nun fing er seinen Vortrag an, sich nicht selten unterbrechend, eine Bemerkung einzuschalten, und mehr und mehr ergriff uns Staunen und Rührung. Die Unschuldswelt that sich uns auf, die Blüte urewiger Poesie, wir sahen sie an einem armen Hirtenkinde entfaltet. Wir fühlten so klar, daß Gott mit jeder Seele geboren wird, und jede den Himmel in sich trägt. Sie alle sind ja schweifende Sonnenfunken. Wie Blumen einsam erblühen in Wald und Feld, jede ein kleines Wunder, strömt auf die scheinbar Armen, Verlassenen der ächte Segen. In aller wahren Natur ist unentweihte Gottesgegenwart.

Brentano hat Alles schlicht und innig aufgezeichnet, wie er es von der Nonne vernahm. Ich zweifle, ob es mir gelang, wenn auch nur im schwächsten Abdrucke, die Hauptzüge festzuhalten und wiederzugeben. Manches findet sich wohl auch in dem Lebensumrisse der Emmerich angedeutet, welchen der Herausgeber jenem obenerwähn-

ten Werke beifügte, das von ihren Traumgesichten handelt; doch dürfte immerhin, was unmittelbar aus Brentano's Mund kam, eigenthümliche Frische behalten.

Von ihrem dritten Jahre an hat die Emmerich *) jede Adventzeit ganz mit Joseph und Maria durchlebt, so genau die Reise nach Betlehem mit ihnen verfolgt, daß sie sich immer anzugeben wußte: heute ruhen sie da und da. An einem Abende sagte sie: heute muß Maria unter einem Baume schlafen. Da schlich sich das Mädchen heimlich, nachdem die Eltern schlafen gegangen waren, hinab unter den Baum im Garten, brachte die Nacht da zu, fest überzeugt, in ihrem Bette ruhe heute Nacht die müde Maria aus. Eben so legte sich die Kleine ein andermal vor ihr Lager auf den Boden. Am Tage der Ankunft in Betlehem, da war die Emmerich sehr bekümmert, Maria und Joseph könnten kalt haben, und nichts zu essen, und da machte sie in einer Ecke des Gartens ein Feuerchen auf, daß die Beiden sich wärmen könnten. In dieser Festzeit arbeitete sie auch in spätern Jahren immer an Kindszeug für arme Wöchnerinnen.

Einmal machte sie mit einem Knaben eine Krippe auf dem Felde, legte sie mit feinem Moose und mit Blumen aus; darüber ein Dach von Zweiglein. Von Gras, Blüten und Läppchen banden sie ein Kind, thaten es hinein

*) Am 8. September 1774 im Bisthum Münster in der Bauerschaft Flamske geboren.

und gingen dann fort. Wie sie wiederkamen, da saß ein schönes Kind auf der Krippe. Die Emmerich weinte und dachte: das muß ja Alles verdrücken. Das Kind lächelte und verschwand — es hatte gar nichts verdrückt. Dies Bild kam ihr später als Erwachsene im Traume auch wieder vor. In der Weihnachtzeit sagte sie immer: „Ich habe ein gutes Plätzchen; ich sehe Alles (in der Krippe).“ — Als Kind war sie gar nicht schüchtern, die Weihnachtzeit und all das mitzuerleben; später aber, wie sie als Nonne die Krippe zu versorgen hatte, fühlte sie mehr Scheu.

Mit drei Jahren, ehe ihr jüngstes Brüderchen geboren wurde, wußte sie es, daß sie einen Bruder bekommen sollte. Da wollte sie immer ihrer Mutter Kindszeug schenken und konnte doch gar nicht nähen und hatte auch gar nichts dazu. Da nahm sie ihr Puppenzeug mit hinaus auf's Feld, und dort kam „das Hänsken“ (der kleine Johannes) zu ihr und lehrte ihr, schnitt mit ihr zu und sagte, wie sie es zu machen habe; so daß sie ein ganz ordentliches Kinderhäubchen nähte und es auf einem großen Blatte ihrer Mutter nach Haus brachte, die sich kein Erstaunen merken ließ und ihr dankte. Das Brüderchen trug jenes Häublein viel, und die Emmerich sah oft, wie es die Mutter Andern zeigte und dabei weinte. Ueberhaupt hatte die Emmerich den kleinen Johannes sehr lieb, und wenn sie die Kühe weidete, so rief sie oft laut in den Busch auf Platt: „Hänsken, Hänsken,

4 *

erschein mit Dein Fell!“ — Und dann kam er auch und spielte mit ihr in der Wüste. Das Evangelium Johannis war der Nonne das Liebste und sie begriff's immer so ganz, und konnte nie fassen, warum die Leute nicht verstanden: „Das Wort ward Fleisch.“ —

Sie hatte immer große Furcht vor dem Heirathen, meinte aber, es würde mit ihr eben auch so gehen müssen; dachte sie dabei an einen von den Spielkameraden, so ward ihr immer angst: sie hätte keinen zum Mann gewollt. Da kam auf dem Felde die heilige Anna zu ihr mit einem wunderschönen Knaben, den sie aber nicht an der Hand führte, woraus die Kleine erkannte, daß er nicht dieser Heiligen Kind war. Die Emmerich klagte der h. Anna ihren Kummer wegen des Heirathens, und diese tröstete sie und sprach: „Willst Du den da?“ — Sie sagte ja und die h. Anna befahl ihr, nur seiner zu harren, es wäre der h. Johannes; sie würde Klosterfrau und solle nur immer warten auf ihren Bräutigam. Das Mädchen wußte nicht wie das zugehen sollte, war aber doch getröstet, und wenn einer kam, so sagte sie stets: „das ist nicht der Rechte.“ —

Als sie mit sieben Jahren zur Beichte ging, hat sie sich mehrere große Skrupeln gemacht: immer trug sie gern saubere Kleider. Am Vorabend soll der Schneider ihr Röckchen bringen und kommt so lang nicht. Er war sonst ein gutmüthiger Mann und sie hatte ihn gern. Sie lauft ihm entgegen und ist bitterbös auf ihn, daß

er so lang ausbleibt. Dies hat sie die Nacht hindurch so gekränkt, daß sie den andern Morgen ganz schwach war und überhaupt, als ein zartes Kind, von den andern Kindern, die sie immer lieb hatten, streckenweise getragen werden mußte bis zur Kirche. Ein zweiter Skrupel war, daß ihr Päärchen sagte (sie gingen immer Zwei und Zwei zur Beichte): „Mein Band an der Haube ist roth,“ und sie (die Emmerich) erwiederte: „meines ist weiß.“ — (Die Mutter meinte, zur Beichte müsse alles weiß seyn.) Daß dann das Päärchen wieder sagte: „meines ist wolkig,“ (mit Zeichnung;) und sie erwiederte: „meines auch.“

Dann fiel ihr auch ein, daß in einem Garten ein kleiner Knabe ihr ein Spottlied gesungen, ihr nachgelaufen und sie geschlagen, worauf sie fortlief. Später erinnerte sie sich an den Spruch vom Backenstreich: Sie hätte dem Knaben auch den andern Backen reichen sollen, und daß sie es unterließ sey eine Todsünde. Mit vielen Thränen beichtete sie es; der Geistliche sagte, es sey keine Todsünde, worauf sie erwiederte, ja, es sey doch eine Todsünde. Er sagte, sie könne noch keine Todsünde begehen. Darauf hat sie heftig geweint, weil sie meinte, der Pfarrer wolle ihr die Absolution verweigern. Man trug sie nach Hause. Da nahm der Vater sie auf den Arm, und der Schulmeister sagte, mit dem Backenstreiche sey es nicht so ernsthaft gemeint.

Auf den Priestersegen hielt sie viel. Alle Tage kam

der Kinderlehrer vorbei. Da machte sie es immer möglich, an der Hecke zu knien. Einmal, wo sie das Haus hüten sollte, ängstigte sie sich sehr ab, nicht um den Segen zu kommen und doch der Mutter gehorsam zu seyn. Da lief das Mädchen auf einen Hügel, sah ob Niemand von der Straße dem Hause nahe, kam gerade recht, um den Segen an der Ecke zu empfangen, und traf bei der Heimkehr mit der Mutter vor der Thüre zusammen; die Emmerich ward gescholten — hatte aber doch ihren Segen.

Schon als kleines Kind, wenn sie Leute sah mit bösen Geschwüren, hat das Mädchen dieselben ausgesaugt; auch als Erwachsene that sie es später, und versicherte immer: „Es ist gar nicht eckelhaft; das thut Jesus durch mich." — Die Geschwüre heilten und Niemand hatte es ihr gelehrt. So fielen ihr eine Menge Mittel für Kranke ein und sie hatte eine ganze kleine Apotheke. Camillen waren der Emmerich besonders lieb; schon der Name hatte einen gewissen Reiz für sie. Als acht- oder zehnjähriges Mädchen war sie krank; ein ganz besonderer Zustand; sie konnte immer auf seyn; die Mutter aber fürchtete das Ende. In dieser Zeit kam der kleine Johannes wieder zu seiner Gespielin — sie war in immerwährenden Ekstasen — und zeigte ihr allerlei Kräuter, deren Saft sie trinken sollte, rieth ihr besonders, den süßen Saft aus blauen Winden zu saugen; das that sie auch oft und genas bald völlig.

Die Eltern waren sehr fromm; den Kindern wurde gelehrt, auf jedem Gange zu beten. Der Vater pflegte zu sagen, es sey das ärgste Gift, wenn die Sonne auf einen Menschen im Bette scheine; dadurch kämen Krankheiten und alles Böse über die Leute. „Zu mir scheint sie nicht," tröstete sich die Emmerich, „denn meine Kammer geht hinten hinaus." „Sie weiß es doch," entgegnete der Vater; „die sieht überall hinein." — Wenn sie Morgens hinausgingen, der Vater mit den Kindern, auf's Feld, und da lag noch überall auf dem Grase der Thau ganz unberührt, sagte der Vater; das ist der frische Segen vom Himmel. Wir wollen beten: so weihen wir die Felder ein. Das ist alles noch so rein, noch keine unrechte That hat es befleckt. O es ist so häßlich wenn der Thau schon verwischt ist durch Fußtritte, entheiligt!" — Oft wenn sie auf dem Felde waren und es in der Kirche, auf welche sie hinsehen konnten, zur Messe läutete, feierten sie die ganze Messe mit und der Vater sagte: „jezt thut der Priester das, jezt das." — Wenn sie den Pflug führten und die Samenkörner in die Erde streuten, sprach der Vater: „da glauben sie immer nicht an Wunder und wir leben doch von Wundern." Die Mutter pflegte zu beten: „Gib uns Geduld und dann schlag recht auf uns los." —

Einmal sah die Emmerich im Stall ein Kind, das ein schweres Kreuz schleppte und ihr ein Stück Holz auf die Schulter legte, welches sie beinahe erdrückte.

Sie betete aber und schleppte es eine Zeit lang fort. Von da an legte sie sich sehr oft Holz auf die Schulter und trug es durch Feld und Wald. Sie hatte ein Amulet von Zinn. Dieses verlor sie und machte sich — weil das Evangelium Johannis darin eingegossen war — solche Skrupel, daß sie vergaß, für die armen Seelen, wie sonst täglich, zu beten. Sie ging noch spät in die Scheune. Da sah sie eine weiße Gestalt mit einem schwarzen Flecken; die sagte zu ihr: „Warum hast Du mich vergessen?" — Da weinte das Kind sehr und betete.

Sie und noch ein Bub' wollten eine eigene Kirche haben auf dem Felde, und da drückten sie sich in Lehm eine Kapelle mit einem Altare; nun wollten sie es recht schön haben und besaßen doch gar nichts dazu, und wußten nicht, wie sie es anfangen sollten. Da rief die Emmerich: „Ich weiß was wir thun! Du schneidest ein Kreuz aus Holz; wir drücken es in Lehm ab und ich lauf' nach Haus und hohl' einen alten Zinnteller, und den schmelzen wir und gießen uns das wunderschönste Kreuz." — Sie hatten auch das Zinn schon über dem Feuer; da kam die Mutter — und da gab es Stripse.

Wenn das Mädchen Nachts bei Regenschauer und Schneegestöber oft stundenweit gelaufen war, um etwas zu besorgen, und recht bang hatte, da betete sie, und es wurde ganz licht um sie, und wo sie ging, war der Weg trocken, und auch auf sie fiel nicht Regen, noch Schnee. Oft wenn sie in der Finsterniß auf einsamen

Pfaden ging, flogen Lichterchen um sie, diese unterschied die Emmerich genau von den Irrlichtern, welche sie wohl kannte. Jene andern waren in der Mitte trüb und röthlich, außen mit hellerem Schein umringt; sie gingen immer paarweise wie eine Prozession, kamen auch zuweilen an das Bett der Kleinen, und sie hatte Freude d'ran und betete und spielte mit ihnen; sie wußte, daß es arme Seelen waren. In späteren Jahren träumte sie, ihr Schutzgeist führe sie in's sogenannte Fegefeuer, wo sie viele Trauernde sah mit kummervollen Gebehrden; in manchen war noch neben dem Weh ein freudiger Zug, wie ein Gedanke an Gott. Sie hörte, wie sie so durch ging, von Unbekannten rechts und links flüstern: „Ich danke Dir, ich danke Dir." —

Einen kleinen Spielkameraden, „das Cäsperken," der als sehr unartig bekannt war, sah sie als Erwachsene einmal im Traume im Himmel. Der Knabe sagte ihr, trotz seinen Unarten sey doch Manches von ihr seiner Seele zu gut gekommen, und als sie sich darüber wunderte, rief er ihr einige Vorfälle zurück. Einmal schärfte er ihr ein Messerchen; es war stumpf und sie weinte und konnte ihre Arbeit nicht damit vollenden. Er freute sich, daß sie nun gezankt würde, überwand aber dennoch die Schadenfreude, schärfte das Messerchen — „und das that meiner Seele wohl." — Ein andermal wollten viele Kinder Aepfel auflesen. Sie verwies es ihm, und wie er entgegnete: „wenn wir's nicht

nehmen, nehmen's Andere," sagte sie: „Wir dürfen doch kein Aergerniß geben." — „Das drang in meine Seele." — Dann spielten die Dorfkinder einmal häßliche Spiele, Schweineschlachten u. s. w. Sie ging fort und sezte sich in einen Graben. Da kam Cäsperken zu ihr und fragte, warum sie nicht mitspiele. Das seyen garstige Spiele und er sollte auch nicht mitspielen, lautete die Antwort; sie hätte jemand am Arm weggezogen; das drang mir auch in die Seele und ich spielte nie wieder solche Spiele." —

Am meisten rührte mich das unsägliche Mitleid in der Nonne. Mitleid, das tiefe Band zwischen Göttlichem und Menschen. Mitleid, der Schmerz der Engel; die Thräne im Himmel. Mitleid, das Geheimniß der Schöpfung, das bange Liebesräthsel, dessen Lösung Seeligkeit ist. Mitleid, die schönste Perle im Geisterdiadem. Mitleid, der Dornenkranz der Unschuld; die Passionsblume, die an unserer Wiege, an unserem Grabe blüht. Ach vielleicht ist sündiges Lieben auf Erden ein verirrtes Mitleid, gejagt von Brust zu Brust!

Wenn die Emmerich verspottet, oder ihr ein Unrecht zugefügt wurde, befiel sie gleich die allergrößte Angst, es könne den Seelen dieser Menschen schaden, und sie bat dann Gott, er möge die Strafe, welche jene verdient, ihr auferlegen. Nach solchen Gebeten verfiel sie oft in die seltsamsten Krankheiten, wälzte sich auf dem Boden und wurde von den Ihren geschmäht und verlacht.

Sie hat immer alles hergeschenkt. Wenn sie zwei Hemden hatte, meinte sie, eins müsse sie hergeben. Sie hielt sich sehr mäßig, aß Morgens und Abends gar nichts und sättigte sich Mittags selten. Dann betete sie: „lieber Gott, was ich mir abgebrochen hab', gieb's Du den Armen!“ — Und zu ihrem Vater sagte sie, sie wolle es den Armen nicht nehmen. Es ist charakteristisch, daß sie beinahe nie für sich betete, immer nur für Andere und für arme Seelen.

Im Traume besuchte die Emmerich oft Marie Antoinette im Kerker, und betete mit ihr, wußte aber nicht wer es sey. Erst später auf einer kleinen Reise sah die Nonne ein Bild von der Königin und erkannte sie wieder. In den Kriegszeiten, wenn die Franzosen und all' die fremden Soldaten durchzogen, lief „die Emmerik“ immer hin und meinte, es müßten jezt doch einmal auch Geharnischte mit schwarzen und rothen Kreuzen auf den Mänteln dabei seyn, wie sie die Nonne oft im Traume mit fremden Völkern, mit Türken u. s. w. hatte fechten sehen. Nachmals sagte man ihr: das seyen Tempelritter gewesen; die seyen schon lange todt.

Sie ging oft bis zum Himalaya, in die fernsten Länder, und hatte von diesem Gehen im Traume wirklich Schwielen an den Füßen. Ihr Führer schwebte ihr immer voran; wenn sie ganz erschöpft war, winkte er ihr Muth zu. Einmal sah sie auch eine himmlische Kirche, wo alle Heiligen waren, nicht in Gruppen wie die Maler

sie hinstellen, sondern wie Gott als Dichter thun würde, nach ihrem innern Werth, ihrer innern Ordnung und Wahrheit, wie sie hingestellt seyn müssen.

In einem andern Traume sah die „Emmerik" die h. Agnes als Kind mit ihrer Mutter in einem römischen Hause; die ganze Einrichtung desselben, das altrömische Spielzeug wußte die Nonne so genau zu beschreiben, daß die Archäologen und Philologen, denen es Brentano mittheilte, staunten und von ihm manche Berichtigung erfuhren. In der Nähe des Klosters starb eine arme Wöchnerin. Das Kind hieß Agnes, und die Emmerich sorgte sich sehr, daß der Säugling die Nahrung entbehre, und betete innig zur h. Agnes. Am Namensfeste derselben kam Morgens der Vater und erzählte voll Freude, daß vier Wöchnerinnen, die Agnes hießen, sich angeboten hätten, das Kind abwechselnd zu nähren; so trug es der Vater von Haus zu Haus — ein wahres Stadtkind.

Inzwischen waren bei uns die Kerzen tief gebrannt, Mitternacht schien nicht mehr fern. Ich mußte meiner Pflicht als Krankenwärterin das Opfer bringen und Brentano fortschicken. Er hätte wohl bis zum Morgen gesessen und gelesen. „Es gefällt mir selbst," sagte er. „Ich habe es seit 10—12 Jahren nicht mehr angesehen." — Während seinem Vortrage hatte er öfters forschend nach uns geblickt. Wohl mochte er aus unsern Gesichtern Rührung, ja Begeisterung lesen. So müssen wir uns wohl selbst anklagen, in aller Wahrheit unseres

Gefühls, Brentano zu einer Täuschung verlockt zu haben. Darin hat der Verkehr mit lebhaften Menschen immer etwas Perfides: man gewahrt einen starken Eindruck bei ihnen und läßt sich gar leicht zu Fehlschlüssen über die Motive desselben hinreißen.

Wie hätte uns die ursprüngliche Poesie dieser Mittheilungen, der ächte christliche Kern derselben, nicht ergreifen sollen! Es war ein Wiederfinden des Schönsten und Heiligsten was wir kennen — eine Heimkehr. Der Freund aber meinte, es sey etwas Fremdes, ungeahnte Ferne, die uns überwältige — eine Entdeckung. Wir dachten nicht an die Kirche — ihm aber war sie eins mit dem Christenthum. Daß sich auch in das edelste Streben des Menschen Leidenschaft mischen muß, ihn zu verblenden! Beim Scheiden überfiel uns Clemens mit einigen kräftigen Aeußerungen von Bekehrungseifer. Wir schwiegen betroffen und Brentano ging, freudig wie ein Triumphator. Ich stand als wenn der Blitz eingeschlagen hätte. So sollten diese reichen Stunden mit einem schneidenden Mißlaute schließen, uns wieder und wieder hinweisend, wie das Höchste besteht, aber hienieden nimmer in seine volle reine Blüte gelangen darf; wie das Schönste hienieden stets nur als Bruchstück uns gereicht wird, zum Bürgen und zur Warnung.

Auch eine Verantwortung lastete auf mir. Wie soll ich ihn bezeichnen jenen Drang — lebhafte Seelen, deren Lebenselement es ist, zu bewundern, zu lieben, ken-

nen ihn — der uns treibt, ferne Wesen zu vereinen, wie in einen geistigen Schmelzofen Gold zu Gold zu werfen. Es ist in diesem Zuge etwas vom Engel und vom Kinde — beide haben nicht nur dies gemein. Was drängt mich zwei Blüten, die getrennt im Garten duften, in meiner Hand zu einem Strauße zu binden? Ist es nur kindische Habgier? Nein, es ist auch ein schöner Herzensinstinkt, ein tiefes Bedürfniß nach Centralisation. Zieht es uns irre Lichtatome nicht unaufhaltsam zu der gemeinschaftlichen Sonne heim, der wir entstäubt sind? Streben die getrennten Theile Eines Ganzen nicht ruhlos nach Vereinigung? Liegt doch darin all unser Lebensgeheimniß. Das Liebesräthsel! Der glühende Durst in einem andern Wesen, sich zu verlieren — vielmehr zu finden! All unser Lieben ist Himmelsverlangen. Das Gesetz der Attraktion geht durch alle Welten. Unsere ganze Religion ist Mitleid und Mitfreude. Deuten nicht die schon darauf hin, daß wir zusammen gehören? Die ich liebe, die mich wieder lieben, sollen sich auch unter einander lieben. War das nicht der Sinn des Heilands? Und was er in Heiligkeit empfand — unsere armen Herzen fühlen es ihm in ihrer engen irdischen Liebe selbst unbewußt nach, wie Kinder in ihren Spielen Großes nachahmen.

Ungestörter Verein der Geister im Anschauen Gottes ist der Seeligkeit Inbegriff. Wenn ich mich eines so profanen Ausdrucks bedienen darf, ist also der Himmel

vorzugsweise gesellig. Die Freude ist auch mittheilender als der Schmerz. Ich kann mir nicht Chöre von Verdammten denken. Ihre Einsamkeit im Hasse, ihre Verlassenheit ist eben die Hölle, die graue öde Langeweile, in der sich die Unseeligen schleppen. Jedes klösterliche Isoliren auf Erden, wie heilsam, wie nöthig es uns auch seyn mag, ist doch auch mehr oder weniger ein Zustand der Strafe, eine Folge des Fluch's, der über uns kam. Im verlorenen Paradiese war auch alles Geselligkeit. Das Leben in der Natur ist ja warminnige Mittheilung. Zu dieser sind wir geboren. Daher der stete Zug, bald in die Sonnenbahn verwandter Geister, bald in die Stille der Natur, der innern Beschauung. Solche Einsamkeit ist kein Alleinseyn, das ist Liebesumgang mit dem Weltgeist. Da nur winkt Frieden, der Führer zur fernen Seeligkeit. Alles Andere ist blos Rausch. Wer will ihn fesseln den Golpfeil, den die Sonne durch Wolken sendet? Wohl dem, der entsagend genießt, der wünscht und hofft, aber nicht begehrt, strebt und sehnt, aber nicht sucht, denn vor jeder Erfüllung hienieden flammt ein Cherubimschwerdt! In jedem Erdenbesitzer gährt ein Tropfen uralten Schlangengifts. Daher keine ungetrübte irdische Gegenwart; kommt nicht von außen die Störung, so keimt sie in uns — das ist der Sünde Fluch. Nur die Seeligen kennen unentweihten Verein. Wohl dem, der entsagend genießt, den es nicht lockt nach jenem Feenwalde!

Verein der Geister! Danach ringt alles in Scherz und Ernst, in Schein und Wahrheit, unbewußt oder frei. Selbst auf unsern hundert kleinen Irrwegen suchen wir dies Ziel. Wer hat nicht schon für diesen Verein gepfuscht und dem Berufe nachgegeben, Menschen zusammen zu bringen? Wie sauer läßt man sich's werden! Hab' ich doch oft schon Angst ausgestanden, als müßte ich Nord- und Südpol mit einander bekannt machen und sich vertragen lehren! Es kann Einem dann geschehen wie dem Zauberlehrling — das Wasser schwillt bis an die Kehle und man möchte das rechte Wort finden können, den Bann wieder zu lösen. Je leuchtender die Gestirne sind, welche sich begegnen sollen, desto peinlicher das Erwartungsfieber. Einmal und nicht wieder! hatte ich mir selbst an jenem Abende gelobt, der sich doch so glückverheißend gestaltete. Und nun zuletzt als plötzlich der katholische Sturm losbrach, der sich langsam gesammelt hatte! Da ließ ich das Steuer sinken. Brentano's Aeußerungen über Religion wogen schwer. Zu dieser Zeit, in dieser Stadt gesprochen, wurden seine Worte fast historisch.

Nachdem der erste Schrecken überstanden war, mußten wir uns bald mit Brentano's Verfahren aussöhnen. Was kann der Mensch Bessres geben als seine Ueberzeugung? Der Glaube, den unser Freund so heiß umfaßte, machte es ihm zur Pflicht, unsere Seelen zu retten. Mußte nicht sein erbarmungsvolles Herz, das nach Wohl-

thun lechzte, alle Segnungen, die es besaß und erkannte, auf die ganze Menschheit ausgießen? Um so mehr klagten wir uns an, daß wir in der ersten Bestürzung geschwiegen, ihn mit einer Täuschung entlassen hatten. Wir fühlten, daß wir ihm, daß wir uns Wahrheit schuldig seyen, selbst auf die Gefahr, den Freund zu verlieren. Wir durften und wollten ihn keinem Wahne verdanken. Es ward beschlossen am folgenden Morgen einen erklärenden Brief an Brentano zu schicken.

Mußte ich, in einem Lande lebend, wo Duldung — die Blüte der Humanität — alle Meinungen in harmonischem Maaße erhält, der Segen des Christenthums über Allen waltet; nie die Frage tönt: „bekennst Du Dich zu Rom's oder zu Luther's Kirche?" mußte ich mich nicht hier, plötzlich den religiösen Leidenschaften gegenüber, um Jahrhunderte zurückversezt fühlen? Die Saiten, einmal berührt, schwirren noch lang nach. Manche Ansichten und Gefühle waren aus ihrem Schlafe gerüttelt. Sie zu prüfen verhieß mein Herz mir volle Unbefangenheit.

Nun ich im Begriffe stehe, mir noch einmal aphoristisch zurückzurufen, was mir damals den Geist bewegte, muß ich, um frei sprechen zu können, zwei Grundsätze vorausschicken: wer im Herzen Katholik oder Protestant ist, sollte auch den Muth haben, es äußerlich zu bekennen, nicht im höchsten Erbe, im Glauben, sich und Andern lügen. Gewiß bleibt aber auch: wer seine Kirche

wechselt, der hat nicht ihren Kern erfaßt — das Christenthum. Nie würde ich von einer Confession zur andern übertreten, weil mir das zuletzt doch nur als ein Spielen mit äußerem Schmucke erschiene, denn was man vertauschen kann — ist nur die Hülle. Beider Kirchen Kern ist Christenthum — und eben dies, was für uns Andere einen Wechsel unverzeihlich macht, gestattet, ja gebietet ihn vielleicht Menschen von hoher politischer Stellung, wenn sie damit allgemein Gutes zu fördern, Böses zu hindern haben. Doch bleibt ein Markten mit dem Glauben stets unheimlich und gefährlich.

Die Religion — das Christenthum, ist objektiv. Unsere Kirchen aber konnten nicht frei bleiben von Subjektivität. Mir kommt oft ein Zug in's Gedächtniß, den ich in alter Chronik aufgefunden: zwei Brüder, Gelehrte, lebten glaub' ich in den Niederlanden, nach der Reformation. Der Eine war dem Stuhle Petri treu geblieben, der Andere hatte sich zu des Wittenbergers Lehre bekannt. Die Brüder hatten eine lange Unterredung zusammen, einen heißen Streit, in welchem sie für ihre Ueberzeugung fochten und einander zu bekehren suchten. Jeder beharrt auf seiner Meinung; erbittert trennen sie sich und ziehen in die weite Welt. Aber die Saat hatte doch Wurzel gefaßt. Nach langen Jahren sehen sich die Geschwister wieder und — beide haben gesiegt: der Protestant war zum römischen Kultus heimgekehrt, der Katholik hatte das Lutherthum erwählt.

Freudig eilen sie einander entgegen — und stehen sich nun wieder eben so fern, eben so schroff gegenüber! Von Neuem entflammt der Kampf und der Eine Bruder — wenn ich nicht irre der Katholik — erschlägt den Andern.

Noch eins muß ich bemerken: es giebt Punkte in unserer Seele, gewisse Ueberzeugungen, so in's Mark unseres Lebens verwachsen, daß nur ein Angriff auf sie uns lehrt, was sie uns sind, wie sie wir selbst sind. Sonst ruhen sie verborgen, wie Schätze, die man auf Meeresgrund versenkt. In solchen ererbten, angeborenen Besitzthümern liegt etwas, das oft noch über der Meinung steht. So ist's mit der Vaterlandsliebe, mit dem Väterglauben und der Familienliebe — mit jeder rechten Liebe: wir selbst können das Unsere tadeln — kein Anderer wage es! Als Brentano uns zumuthete, mir und meiner Kranken, um ihre Genesung zu der Emmerich zu bitten — wie empörte sich da in mir das lutherische Blut! Es war mir, wie wenn Fremde sich zwischen Kind und Vater drängen wollen. Nie zuvor regte sich das angestammte Element so entscheidend. Dann nur empfinde ich Verwandtes, wenn in den Hugenotten, Marcell, seelerschütternd, über das junge Paar den Segen hinruft, in dessen Todesgruß und Kampfesmuth so tiefer Frieden, so wahres Leben durchklingen.

Es geht mir mit jener Unruhe, welche Brentano veranlaßte wie mit den meisten Dornenstunden des Le-

bens. Nun ich aus der Ferne die verwundene Pein überschaue, möchte ich nichts davon missen. Mit wie vielen Anschauungen bin ich bereichert worden! Den Katholicismus lernte ich jezt erst kennen; eine ganze Welt ging mir auf, von der ich bisher keine, oder nur unklare Ahnung hatte. Welch reinen Sinn fand ich selbst im Kleinsten, wie tief und zart war die ursprüngliche Bedeutung! Brentano hätte unter seinen Glaubensgenossen die Bekehrung, eine Reform anfangen, hätte manches Mumienhafte durch Einhauchen des Geistes wieder beleben sollen.

Aus den Kinderjahren jener frommen Emmerich wehte mir Frühlingsluft entgegen. Welch Grünen und Blühen im Glauben! Das lebte Alles so warm mit und in dem armen Hirtenkinde. Wenn ich dagegen das Sterile im rationellen Protestantismus bedachte, wie ich ihn hin und wieder in Deutschland beim Bauer verbreitet fand: neigte ich mich vor der alten Kirche. Eine so glühende Religion wie die katholische, die Religion der Leidenschaften, des vollblütigen, genießenden Sehns, wächst natürlich leichter in Fanatismus aus. Wer zu viel liebt, haßt auch leicht zu viel, und wer zu viel glaubt, hört nicht selten damit auf, zu wenig zu glauben. Hier, in den Extremen verrathen sich uns die Schattenseiten vom römischen Kultus. Wir mögen uns täglich überzeugen, wie in dieser Kirche Viele der sogenannten Gebildeten gar nichts glauben. Ihnen ging in der vermeintlichen Vor-

nehmheit ihres Geistes der tiefe reine Natursinn verloren, das ächte Gold: die nahe, treue, kindliche Wahrheit wird ihnen zum Mährchen, das sie belächeln. Darum ist dieser Ritus nicht für die Armuth der Gebildeten — er ist die Religion für das Volk. Damit ist viel gesagt: es beweist für die Ursprünglichkeit und Poesie vom Katholicismus. Wie tief verzweigt ist er mit der Natur, mit dem Herzen! Er ist ganz Fülle und Begeisterung. Er ist die Religion der Glücklichen. Alle poetischen Naturen sind ein wenig katholisch.

Frühe schon mochte ich nachdenken über die historische Nothwendigkeit beider Kirchen: wie hätte sich das Heidenthum zu der Gedankenstrenge und Abstraktion der evangelischen Lehre erheben können! Da mußte Alles anschaulich seyn, der ganze katholische Himmel mußte hereinkommen. Die südlichen Völker sollten zuerst gewonnen werden: daher zuerst die südliche Blüte vom Christenthum. Durch ihren Glanz mußte auch der kalte Norden überrascht werden, damit er den Keim aufnehme und ihn selbstständig entwickle.

So gleicht der Katholicismus einem wunderbaren Dome, aus dem Schooße der Zeiten ragend, majestätisch, wie eine Blume sich mit der höchsten Spitze im Aether entfaltend. Ich weiß nicht was mich in diesem Kultus am meisten erfreut: Pracht, Schönheit, Frische, rührende Kindlichkeit und Naivetät? Wer erfahren will was die römische Kirche ist, der sehe Raphael, die Alt-

italiener, die spanischen Meister. In ihren Gebilden lebt das Genie des Katholicismus. Mit seiner Blüte sank die Kunst. Die alten Meister am Rheine — wenn sie auch nicht das Ideal erreichten wie jene Kinder eines glücklicheren Himmels — mit welcher demüthigen Treue und Innigkeit, mit welchem Glauben malten sie! Ihre Werke auch sind reine Denkmale heiliger Empfindungen und Gedanken, sind blühende Farbengebete voll geistigen Duftes. Man vergleiche sie den spätern niederländischen Schulen, die im Protestantismus Wurzel schlugen. Diese konnten sich nicht mehr über ihre Alltäglichkeit aufschwingen; von der Frömmigkeit blieb ihnen nur noch Gemüthlichkeit und alles ergoß sich blos in eine Pietät der Häuslichkeit und des Stilllebens. Dabei ist keine Entäußerung, kein Hinopfern für eine Idee.

Der Protestantismus ist entsagender, aber auch versagender — was man selbst leistet heischt man auch von Andern — fördert also leichter die Selbstsucht. Der Protestantismus brachte den Zweifel, den Mißlaut. Die Harmonie und Einheit der Schönheit hörten auf. Schon darum mußte die Kunst zerfallen. Mit dem ersten Zweifel war der ganzen Skepsis, der modernen Zerrissenheit die Bahn gebrochen. Der Protestantismus ist uralt: „Die Schlange im Paradiese war der erste Widerspruch,“ würde Brentano sagen. Ich hörte ihn einmal äußern: „der Protestantismus sollte in Sack und Asche Buße thun, daß er die zerlegenden rationalistischen

und kritischen Systeme erzeugt hat." — Wenn ich seitdem sehe wie die Negation weiter und weiter geht, wie sie in Selbstvergötterung des Bewußtseyns, mit Blitzesschnelle die kurze Bahn durchlaufen hat, um bald am Ziele zu stehen — vor dem hohlen Nichts; dann freilich, wenn man mir diese Fortschritte siegreich als nothwendige Consequenzen vom Protestantismus zeigen will: dann wüßte ich nirgend anders Heil für uns Alle, als — so schnell wie möglich katholisch zu werden! Doch nein! Hoch unter den Deutschen steht Doktor Martin; ihn kann Willkühr nicht aus Germaniens Pantheon weisen; der Mann der Treue und Kraft steht hoch im unsichtbaren Tempel, welchen das Volk seinen Helden baut; ein Tempel, unvergänglicher als Granit, ein Altar, zu dem nur das Vaterland die Pforten erschließt.

Welch großer genialer Gedanke, das Christenthum ohne allen Schmuck aufzufassen, von aller Zuthat zu säubern, weil ja selbst Blumenkränze die hehre Bildung einer aufstrebenden Säule verbergen — mit Einem Worte: zum Evangelium zurückzukehren! Das Lutherthum gleicht jenen edlen, seinem Kultus heimgefallenen gothischen Felsendomen, an deren nakten Wänden keine Marmorgestalt winkt, durch welche der blaue Weihrauchnebel nimmer zieht; wo keine Leuchte mehr am Altare wacht, kein Sonnenstrahl der Fenster Wunderrosen glühend küßt; wo kein Knie sich mehr senkt, wo der Beichtstuhl aus der Ecke schwand und die Todten vergessen unter ihren

Steinen schlafen, wenn der Fußtritt der Lebendigen das träumende Echo weckt. Was soll ich im Lutherthum am meisten bewundern: das Schlichte, Tiefe, den Ernst, die Strenge gegen sich selbst, die Innerlichkeit, das Abziehen? Der Norden mußte sich unter seiner grauen Wolkendecke den abstrakten Himmel ganz unabhängig gestalten, konnte den Himmel nur in sich haben; der Süden hatte ihn um sich, lebte mitten darin.

Blonde und schwarze Köpfe, Verstand- und Gefühlmenschen, Nord und Süd — stets wird sich die Erde in diese zwei Widersprüche theilen. Diese Urgestalten der Natur, die beiden Haupttypen, welche durch das Ganze gehen, eignete sich das Christenthum an. Es ist ja eben seine Herrlichkeit diese doppelte Entfaltung: zwei Wunderblüten an Einem Stamme! So völlig genügend den entgegengesezten Bedürfnissen, so verschieden und so ganz dasselbe: verräth nicht das allein schon göttlichen Ursprung? Wie freue ich mich an beiden Geistesblumen! Wie schön sind sie zu betrachten, wenn man wegthut, was menschliche Schwäche und Leidenschaft hinzufügten!

Der Katholicismus vergeistigt die Materie. Der Protestantismus streift sie ab. Jener ist ein schöner Körper mit einer schönen Seele, dieser ein losgetrennter Geist. Der Erste ist ganz Phantasie; der Andere Reflektion. Die römische Schwesterkirche ist mehr weiblicher, die evangelische männlicher Natur. So stehen sie immer

als Gegensätze neben einander, wie Festtag und Werktag, Jugend und Alter. Hier Frühling und Sommer — dort Herbstwetter, Winterklarheit. Hier Grazie — dort Rechtschaffenheit. Hier Liebe — dort Achtung. Das Grundprincip vom Protestantismus heißt Absterben vom Katholicismus, Leben und Verklären. Heilsam, unerläßlich sind sich beide Confessionen, wie alles Divergirende, was Gott in der Welt neben einander gestellt hat: Ein's soll das Andere ergänzen und bewachen — so wäre jede Differenz nur Streben, Mittel zur Vereinigung, Abrundung; ein Ringen nach Dauer und Frieden.

Wenn aber Katholiken und Lutheraner ihre Religion genau wollten kennen lernen — dann fänden Beide nur das Christenthum, und auch die Frage wegen gemischter Ehe wäre gelöst. Ich meine gerade das gäbe eine gute Ehe — Katholicismus und Protestantismus: Gefühl- und Verstandmensch. Weichheit muß sich mit der Strenge, Phantasie mit Ernst, Leidenschaft mit Ruhe vermählen. Auf daß wir Demuth lernen, ward neben jede Tugend ihr Laster gestellt. Nur Eine Linie scheidet Beide. Da bedarf es tüchtiger Grenzwächter. Wie leicht wird Nachgiebigkeit Schwäche, Festigkeit Starrsinn, Geduld Gleichgültigkeit, Klugheit Hinterlist! Pflanzt nicht die Natur neben jedes Gift sein Antidotum? Nur verschiedene Neigungen und Bestrebungen bilden ein volles reiches Ganze. Windet man nicht den schönsten Kranz aus allen Farben? Kann ich sagen ob mir weiße oder rothe Rosen

besser gefallen? Beide Kirchen haben recht. Und daß mich Beide rühren und begeistern, daß ich Keine negiren kann — bürgt mir dies nicht schon für ihre Wahrheit, für ihre Nothwendigkeit? — Ist nicht am Ende in jeder Individualität ein katholischer und protestantischer Mensch — wie jedes Herz sein Tropenland und seine Vernunftzone hat? Jede Wesenheit spaltet sich wohl in solche Doppelrichtung: im gereinigten Christenthum erblühn sie zur harmonischen Einheit.

Für die Kirche sind wir immer Emporkömmlinge, jüngere Söhne, die dem Majoratsherrn sein Erbe beeinträchtigen. Leichter wird dem Protestanten die Duldung. Wie viel hat er dem Katholicismus zu verdanken! Ohne ihn wäre kein Christenthum, kein Lutherthum. Wie viel hat es dem Katholicismus zu verdanken! Fast noch mehr als dieser einst dem Pietismus wird zu danken haben und jezt theilweise schon zu danken hat. Ich nehme diese Bezeichnung in ihrer ächten Deutung, welche frommen Glauben ausdrückt. Spott und Weltlust haben sich jener zum Schimpfworte bemächtigt; „Pietist!" — Tönte der Ruf: „Nazarener!" — nicht auch unter den Juden als Schmach?

Wie Viele lästern was sie nicht verstehen! Und wie Wenige kennen den Pietismus! Er und der Katholicismus, der reine, sind annähernd. Ich möchte sagen: es giebt keine katholische Reaktion — wie viele Symtome derselben man auch erkennen will — vielmehr ein

Bedürfniß des Pietismus d. i. des gläubigen Christenthums. Was kann uns denn sonst auch retten aus der Qual unserer erschöpften, untergrabenen Societät? Was uns retten vor Erstarrung und Vernichtung?

Dies Hinneigen deutet vielleicht auf Versöhnung und Vereinigung beider Confessionen. Aufgehen in einander können sie wohl nimmer, so lange es noch verschiedene Temperamente giebt, so lange es vor Allem noch complicirte Kulturwesen giebt und die Menschheit sich nicht wieder auflöst in den reinsten kindlichen Urtypus; so lang nicht alle Menschen so weit kommen, an Macht und Tiefe ächt dichterischer Begeisterung, also wahrhafter, inspirirter Frömmigkeit, im Pietismus das aufzuwiegen, was im Katholicismus Glanz der Phantasie, idealer Zauber der Schönheit ist. Aber dann wäre die Humanität schon nicht mehr fern ihrem höchsten Ziele!

Wie Greise im schönsten Sinne wieder Kinder werden müssen — Kind ist nun einmal der Uebergang zum Engel, am Anfang und am Ausgange des irdischen Lebenskreises — so wird vielleicht zulezt auf Erden wieder Katholicismus seyn — denn der Pietismus ist nur der geläuterte, geistig verklärte und wiedergeborene Katholicismus, wie dieser nur Christenthum ist. Jedem Kinde wird der Katholicismus einleuchten und in ihm endlich der Weiseste auch Alles erfüllt finden, eben in jenem Pietismus, der mir eigentlich in seiner glücklichsten Aeußerung gleichbedeutend ist mit dem Evangelium.

Im Pietismus soll das Schöne innerlich erblühen — der Geist der Schönheit, nachdem im Katholicismus das symbolische Schöne, das Aeußere — der Leib der Schönheit, durch den Protestantismus unterging, der es sich oft freilich ordentlich zur Aufgabe machte, die Schönheit zu kreuzigen. Der Pietismus bringt die Genialität des Katholicismus, die dichterische Produktionskraft in rein intellektuelle Blüten, zu überirdischer Entfaltung. So ganz im Geiste wird die untergegangene Kunst wiedergeboren, seelisch nur, und darum verklärter, heiliger. Hat sie nicht im Reiche äußerer Erscheinung ihre glanzollsten Phasen durchzogen, Gebilde erzeugt, die unerreichbar dastehen für alle Zeiten? Erhabeneres und Neues zugleich scheint eine Unmöglichkeit. Die Kunst wird stets wieder auf die Vergangenheit zurückkommen und ist in diesem Sinne eine vergangene, obschon immerblühend in unsterblicher Götterjugend. Sagen wir es muthig: die Kunst hat keine Gegenwart mehr, kein selbstständiges Leben. Gleicht sie nicht meist einer schönen, mit Blumen duftend geschmückten Leiche, trotz einzelnen warmen Athemzügen der hundertjährigen Schläferin? Ist sie nur scheintodt? Wird sie von Neuem erwachen? — Vielleicht nur aus den Flammen des Scheiterhaufens aufschweben, ein seeliger Geist? —

Eine neue Kunst muß kommen. Vielleicht ist eine solche nur im Geiste möglich. Alle Denkmale vom Pietismus sind geistig. Rührende Gebilde — eine Wohl-

thätigkeits-Architektur. Sind alle diese schönen weitverzweigten Anstalten, von Lieb' und Treue und christlicher Begeisterung erfunden und gebaut, Schärflein für Schärflein, nicht unsichtbare Kirchen, ewige Münster, hoch in den Himmel gewölbt, von Engelsgedanken umkränzt? — So ist diese Wiederkehr zum gläubigen Christenthume allseitig voll Verheißung. Ueberall Schaffen und Gedeihen, kein Zerstören. Das neuerstandene Christenthum wird ein schöneres seyn — eine geprüfte Tugend. Die Negation hat ihren Kreis durchlaufen. Sie lebte rasch. Der rationelle Protestantismus hat viel weniger Zukunft als der Katholicismus.

Ich fürchte nicht die Hegelianer, ich fürchte nicht die Pfaffen. Der Zweifel wird sich die Zähne stumpf nagen am Granit: jeder Versuch den Felsen zu erschüttern zeigt seine ewige Festigkeit. Die Pfaffen werden auch zulezt müde werden in Ruinen zu irren als Fledermäuse, welche das Licht verjagt. Die Kerzen werden auslöschen, die tief herunter gebrannten, und die junge Sonne wird scheinen auf den alten Altar. Das ist dann die neue Religion, die ihr erwartet, die aufgehen muß statt der versunkenen. Sie ist schon da — Ihr kennt sie nur nicht; sie ist Euch fremd: das immerjunge urewige Christenthum, die stets wiedergeborene Wahrheit, die Liebe, welche nimmer stirbt! —

Ich kehre zu den historischen Momenten meiner jungen Freundschaft mit Brentano zurück. Kaum hatte ich nach

schlafloser Nacht einige Zeilen für ihn hingeworfen, die unser ehrliches Glaubensbekenntniß enthielten, jedoch mit Anerkennung des ächtchristlichen Kerns in den gestrigen Mittheilungen, als mir folgendes Blatt gebracht wurde:

„Verehrte Frau!

Ich ersuche Sie, dem Ueberbringer ein kleines Päckchen Manuscript, das ich gestern bei Ihnen liegen gelassen, zu übergeben, Oktav alte gothische Schrift, es ist, was ich gleich Anfangs laß, von der Einsiedlerin und ihren geistlichen Kindern, Demuth, Gehorsam, Geduld, Mangel, Armuth u. s. w. ich legte es auf ein Tabouret. Gott gebe es, daß es sich findet, sonst ist es auf dem Wege verlohren und betrübt mich sehr, es ist unersetzlich.

Guten Morgen, Gott helfe uns Allen.

Ihr herzlich ergebener

Brentano."

„Geben Sie dem Knaben ein Blättchen Ihres Stammbüchelchens mit, daß ich etwas drauf schreibe und Ihnen Abends mitbringe."

Unsere Nachforschungen blieben erfolglos. Die Nacht war stürmisch gewesen. Vielleicht hatte der Wind diesen kostbaren Raub dem Heimkehrenden entführt. Brentano kam noch am Morgen mit überströmenden, rothgeweinten Augen, tiefgebeugt. „Es ist mir unerklärlich," sagte er, „denn ich steckte die Handschrift als ich wegging in

meine Rocktasche und hätte nur das Ganze verlieren können. Nun aber fehlen blos drei Blätter mitten heraus. Das Manuscript ist mir anvertraut. Görres wollte es in seiner Mystik benützen......... Dieser Verlust ist eine Warnung für mich, eine Strafe. Und da kam nun eben auch Ihr Billet. Ich bin immer zu ungestüm gewesen, darum gelingt mir nichts." —

Seine Klage schnitt mir in's Herz, zweifach, weil er so hart für seine Theilnahme an uns büßen sollte, und wir, wenn auch unfreiwillig, das Mißgeschick verschuldet hatten. Mystisch wie er war, ahnte er in diesem eine wunderbare Beziehung, einen geheimnißvollen Wink. Reue wegen des übereilten Bekehrungsangriffs mochte wohl auch die Unruhe vermehren. Trotz der aufgeregten Stimmung verläugnete er aber doch seine Natur so wenig, daß er selbst in diesem Augenblicke ein Buch hervorzog: „da hab ich Ihnen eben bei meinem Buchhändler etwas geholt," sagte er im Gehen, „die Bekehrungsgeschichte einer englischen Dame, welche barmherzige Schwester wurde; Sie können viel daraus lernen. Legen Sie es bei Seite, daß es nicht in fremde Hände fällt!" — Dieser Zusatz fiel mir auf. Später hörte ich, daß es ein unter Protestanten berüchtigtes Werk sey: „Geraldine oder Geschichte der Führung einer Seele. Aus dem Englischen." — Wohl von Brentano selbst herausgegeben.

In den Münchner Zeitungen las man in den näch-

sten Tagen den Verlust mehrerer Blätter aus einer Handschrift angezeigt, und für den Finder eine Belohnung von 100 fl. Wie oft schließen zwei Linien eines handwerksmäßigen Inserats ein ganzes Drama ein! Das ist die Mechanik des Lebens. Ihre Räder schnurren über uns hin. Der Geist unserer Schmerzen und Freuden duftet in Waldstille, fernab der Eisenbahn.

Nach einigen Tagen schrieb Brentano:

„Verehrte Frau!

Erlauben Sie, daß ich Ihnen sende, was Sie als Versprechen gütig aufzunehmen schienen,*) hier die zwei zugeschickten Denkblättchen. Verzeihen Sie und das Fräulein die unglückliche Schrift, ich kann jezt nicht anders, Gott mit Ihnen und Allen die eines guten Willens sind.

Ihr

ergebener

Brentano."

Herzogspitalgasse Nr. 11.

Bei Professor Hahneberg.

Sonnabend . . . . .

Er war in seinen Billeten viel formeller und höflicher als in seinem Umgange. Warum geben sich überhaupt die Menschen oft schriftlich anders? Fast als wollten sie sich durch diese Contraste completiren. Beim

*) Ein Exemplar von „Gockel, Hinkel 2c."

Einen tritt der innere Mensch brieflich mehr heraus, beim Andern der Conventionelle. Sind ja doch meist zwei Wesen im Menschen, und oft ist er aus noch mehr zusammen gesezt.

In mein Merkbüchlein hatte der Freund eingezeichnet:

Gruß.

Willkomm! Lebewohl!
Spricht man zu Strahlenbächen,
Die plötzlich durch die Wolken brechen
Und helle Glut entzünden
Auf Schätzen, die auf Ew'gen gründen
Und in der Zeit verschwinden.
Selig Dein Kinderherz, Gott nur das Lieben
Vorüber ziehst Du, und bist stets geblieben.

Gegengruß.

Willkomm! Lebewohl!
So spricht ein dankend Grüßen
Zu Lichtern, die den Scheideblick versüßen
Wenn Dichter unsre ewigen Gedanken
Vermählen in des Augenblickes Schranken.
O Glut, die wir entzünden
Auf Schätzen, die auf Ew'gen gründen
Und in der Zeit verschwinden.
Du wirst verrechnet werden
Am Löhnungstag des Himmels
Auf der Erden!

„Taugt es nicht in den Topf (zur Speise) so taugt es unter den Topf (als Feuerung). Dieses Ihnen bekannte Sprichwort stehe zur Entschuldigung

des ungeschickt und unrein beschriebenen Blättchens hier. Meine Thränen um einen bittern Verlust löschten die Schriftzüge und ich fühlte ein Vorbild und eine Mahnung in diesem Verlieren, als sey all mein guter Wille unweise, vergeblich und verloren, und ich selbst ein schlechter Verwalter anvertrauten Gutes! Gott helfe und heile! — Die achteckige Form dieses Blattes ist mir sehr rührend, sehe ich Sie wieder, will ich Ihnen sagen warum."*)

Auf Magneta's Stammbuchblatt stand ein Lied an sie:

Bleib nur stille
Gottes Wille
Hat auch Dich ja ausersehn,
Alle Armuth, alle Fülle,
Wird auch Dir vorüber gehn.

Bleib nur innig,
Treu und sinnig,
Wie Dich auch der Engel grüßt,
Spreche, Deine Magd, Herr, bin ich,
Die Dir nie ihr Herz verschließt.

Bleib nur heiter,
Blick nicht weiter,
Als zum Hirten, der Dich führt;
Sorge bricht die Himmelsleiter,
Weil sie aus der Erde rührt.

---

*) Die Emmerich sah die Kirche immer figürlich als Achteck.

Bleib vertrauend,
Aufwärts schauend
Nimm nur fremde Noth an's Herz,
Treu auf die Verheißung bauend
Trag die Erde himmelwärts.

Bleib nur seelig,
Ach allmählig
Wird die Nacht vorübergehn,
Denk, nur wen'ge Stunden zähl ich,
Schlafen gehn wird auferstehn.

Bleib nur liebend,
Wenn betrübend,
Alles Leben treulos scheint,
Stirb Du Allen Liebe übend
Dann stirbst Du dem Herrn vereint.

Bleib in Frieden
Ungeschieden
Enggetraut dem höchsten Gut,
Der die Arm ausstreckt hienieden,
Bis die Braut am Herz ihm ruht.

Bleib nur betend
Wenig redend
Sorge für den Gartenbeet
Säend, pflanzend, stützend, jätend,
Bis es reif zur Erndte steht.

Bleib nur kindlich,
Unverbindlich

Dieser lügenvollen Welt,
Und dem Feind unüberwindlich,
Wirf Dein Herz in's Siegsgezelt.

Bleib nur leise,
In dem Gleise
Wird zum Ernste einst das Spiel
Und die wirre bunte Reise
Tritt zum lichtgeschmückten Ziel.

Bleib nur bleibend,
Blüten treibend,
Bis der Herr zur Erndte geht,
Für den Aermsten dieses schreibend
Opfre Früchte im Gebet.

Bleib das süße
Ziel der Grüße,
Grüß Dich Gott viel tausendmal
Auf dem Baum im Paradiese
Liebekranke Nachtigall.

Diese holde Sendung war nach den lezten Vorgängen doppelt rührend. Wie ein Glück kam sie hereingeflogen. Mit freudigem Stolze für Clemens empfanden wir, daß wir ihn durch unsere Offenheit nicht verloren hatten, vielmehr fester gewonnen. „Nun gehört er, nun bleibt er uns, nun dürfen wir ihn behalten!" frohlockten wir. Sind das nicht die reinsten Momente, wenn sich uns eine Natur in ihrer Treue bestätigt?

Die Genien unserer abgewiesenen schönen Stunden

— Blumen, die wir nicht pflücken durften, Becher, die uns vergebens schäumten — wie schauen sie uns sinnend an mit lieblicher Wehmuth! Ist's nicht, als wollten ihre leisen Lippen flüstern: „Kinder, Ihr weint um uns — und wir sind ja doch bei Euch, immer, sind Eure treusten Freunde. Wir sind Euer Glück. Wir sind Eure Jugend. Wir lächeln Euch ewig. Die bleichen verdämmernden Gestalten um Euer Lager, an Eurem Sterbekissen — schaut nur recht hin: das sind genossene Freuden." — Wie oft eint Ferne — wie oft trennt Nähe! Weil der Besitz nur geistig seyn soll, seyn kann. Wie oft wird die positivste Wirklichkeit zum Scheine! Die Materie rächt sich fortwährend durch Entzauberung am Geiste und lähmt uns mit bleierner Schwere. Wirklichkeit ist nur im Geiste, Wahrheit nur im Ideal. Hütet Euch vor der trügerischen Realität mit ihrer geschminkten Wange! Wahrheit schwebt im Traume des Dichters, ja im Lächeln des Wahnsinnigen.

Oft nahen mir die Geister der Stunden, die ich hätte mit Brentano verleben können, und ich seh ihnen in die mächtigen, leuchtenden Augen. Er bot sich an allabendlich zu kommen, allein der Verkehr mit Clemens war zu reich an Erschütterungen um sich mit der moralischen Diät im Krankenzimmer zu vertragen. Es schien oft, als schwebte man mit ihm märchenhaft auf einem jener gothischen Thürme hoch im Aether, über der grünen weitausgebreiteten Ebene, den silbernen Strömen,

den blauen Bergen, wundersamseelig in der Himmelsnähe und doch mit Grauen vor der Tiefe und den abentheuerlichen Gestalten, Ungeheuern und Menschen, die uns höhnend umringen, so daß sich zuweilen das weite All mit uns zu drehen scheint und wir uns an das steinerne Spitzengewebe klammern.

Wir hatten verabredet, daß ich Brentano schreiben würde, wenn es uns vergönnt sey, ihn zu sehen. Endlich nach langen Tagen durfte ich ihn zu uns berufen. Er kam auch wieder Abends. Der Anfang vernichtete mit Einem Schlage alle unsere sanguinischen Hoffnungen, indem Clemens beim ersten Anlaß losbrach: „Was Protestanten! nur der Teufel protestirt.“ — Bald kam er auf seine Bettina zu reden, in Einem Athemzuge bitter und entzückt über sie. Eine tiefe Leidenschaft brach aber stets aus dieser doppelten Gefühlsäußerung hervor. Man sah, Bettina war mit seinem tiefsten Wesen Eins, die Schwester seines Herzens, von der er keinen Moment des Tages lassen konnte, trotz allen rauhen Lebenswidersprüchen, denn selbst durch Dissonanzen tönte der Liebe heilige Harmonie.

Wie jener alte Mahler, welcher mit Einem Pinselstriche das weinende Kind in ein lachendes verwandelte, zeichnete Brentano die Schwester jezt als Engel, jezt als neckenden Elf. Zuweilen gemahnte er mich darin an die Frauen, welche selbst über den Geliebten schmähen nur um von ihm sprechen zu können; am leichtesten

über ihn schmähen, weil sie einer Fülle von Liebe für ihn nur zu gewiß sind. Das ist schnurgerade der Gegensatz von dem Heroismus, mit dem man die unausstehlichsten Leute lobt. Wenn Clemens über Bettina spöttelte, so verrieth sich darin jenes Gehenlassen, das sich der innigsten Neigung bewußt ist, und aus dem unbestreitbaren Werthe des Gegenstands entspringt. Aus gleichem Grunde können auch die höchsten, die begabtesten Naturen den Witz leichter dulden und großmüthiger erlauben, als die Kleinen — es ist nur die Fliege, welche um die Mähne des Löwen summt.

Ueberhaupt gefiel sich Brentano in Gegensätzen. Er gehörte im Grunde zu denen, bei welchen Spott und Grobheit fast wie eine Liebkosung gelten, und die durch eine Reaktion gegen die Falschheit und höfische Heuchelei der Welt, in eine umgekehrte Lüge getrieben werden. Er mißtraute sich und seinem eigentlich liebekranken Herzen, vor dem er immer Schildwache stand. Das Gleichgültige nur ließ er unberührt, von dem Verhaßten wandte er sich stumm und versteinert. Dem Widrigen entgegnete er gar nichts: es gab Personen, denen er nichts antwortete auf heftigen Angriff, und bei welchen ich ihn, so oft sie ihn anredeten, nur schweigend höchst dramatisch sich schütteln sah, wie Jemand, der Rhabarber schluckt. Aus solchem Gesichtspunkte sind seine Aeußerungen zu betrachten.

Ergötzlich beschrieb er wie Alles voll Modelle steht

in Bettina's Wohnung. Dann gedachte er mit Wärme ihrer rührenden Kinder, wie er sich ausdrückte; bei denen sich alle Gaben der Grazien zu vereinigen scheinen, alle innere und äußere Blüte. „Die Emmerich," sagte Brentano, „als ich sie nach der Bettina fragte, äußerte öfters von ihr: „Mit der ist's was Eigenes, für die kann man nicht beten — die lebt mit der Natur." — „Bettine," sezte er später hinzu, „war ungeschnürt, ohne Stecknadeln. Ihr Leben ist unverzeihlich, aber tadelfrei. Sie ist ganz gutmüthig und wohlthätig. Wenn sie z. B. hier wäre, würde sie ganze Tage vor dem Bette unserer Kranken sitzen, sie pflegen und hegen, sich auch wohl mitten in's Zimmer knien und beten, denn sie weiß noch ein Paar Gebetche." —

„Ich liebe Bettina," fuhr Clemens fort, „aber mit Schmerz. Sie ist ganz heldenhaft. Als Emigrantin oder in gewissen Umwälzungen, da wäre sie ganz an ihrem Platze gewesen. Ich konnte nie leiden wenn man sie exaltirt nannte. Sie war es nicht, sie war ganz praktisch und am Ende die Einzige, die alles zusammen nähte und flickte, säuberte und kämmte. Ihr Taschengeld hat sie zum Fenster hinaus geworfen unter Kinder und Arme."

Als wir unsere Begeisterung ausströmen wollten über die hohe Lyrik im Tagebuch der Liebe, entgegnete er sehr ernst: „Alles was man aus sich heraus dichtet und spricht, sollte nur Gott gehören. Alles was uns rührt

und jede reine Freude genießen wir mit Unrecht, denn Freude sollte nur Gott haben. Die Liebe, die man zu Menschen hat, ist immer ein Diebstahl, denn nur ihm gehört die Liebe, und drum dreht man sich in der Verliebtheit so um und um und stellt sich toll auf den Kopf, eben weil's unrechtes Gut ist, weil's gestohlen ist. Deswegen muß man zu jedem Menschen sagen, den man noch sehr liebt: „Du verdienst es nicht!" Auch der Schönste nicht, denn Schönheit ist nur in Gott." —

„Bettine ist offen, aber nicht wahr. Daß sie doch ihren Schutzgeist dabei hat, beweis't ihr vorwurffreies Leben. Es ist mit ihr wie in der Legende von jener Klosterfrau: Ein Weib hat ihr Kind der h. Maria geweiht und empfohlen. Es wurde nachmals Nonne, und zwar Pförtnerin des Klosters, war aber recht verloren und weltlich und faßte den Vorsatz zu entfliehen. Aus Glaubensgewohnheit hat sie die Schlüssel, ehe sie aus dem Gotteshause ging, Abends zu Füßen des steinernen Mariabildes gelegt, und der Gnadenmutter das Kloster anempfohlen, gelobend wieder heimzukehren an ihrem Geburtsfeste, an Maria Geburt. Neun Monate führte die Klosterfrau nun außen ein wüstes Weltleben. Als sie wieder kam bemerkte es Niemand: sie war gar nicht weggewesen — die Nonnen hatten immer geglaubt, sie sey da." —

„In der Musik wäre Bettina groß geworden. Sie hat den ganzen Göthefaust in Musik gesezt, und gegen

ihren Gesang war mir aller anderer, auch der der Catalani u. s. w. ledern. Was sie schreibt vom Singen auf den Dächern, das ist wahr, das hab ich gehört. Kein Tonkünstler kann ihre Musik vortragen, sie singt ganz ohne Takt, oder vielmehr sie hat ihren eigenen, den Takt der Leidenschaft. Sie konnte nicht vor mehr als 4—5 Personen singen. Das wäre auch unanständig gewesen, sich so zu enthüllen: als wenn sie ein Mädchen entkleidete und dabei zugleich sich kämmt und den Rosenkranz betet in aller Unschuld."

Unterdessen hatte ich Magneta an's Piano gezogen. Ihr Lied — einer der süßesten Naturlaute, das mich oft gemahnt wie die Stimme der Poesie, welche in Bergeinsamkeit Sagen singt, uralt und ewig jung wie die Welt, freute Brentano in's Herz hinein. Ein ganzer Frühling leuchtete aus seinem Auge. Er sezte sich neben die Sängerin, neigte sein Haupt zu ihrem begeisterten lieblichernsten Gesichte, das mindestens an Perugino erinnert, wo nicht an seinen größern Schüler. Als sie geendet hatte, sang ihr Clemens die Melodie des Abendlieds aus Gockel 2c. vor, wie er sie ursprünglich erdachte. „Ich habe viele Melodien erfunden," sagte er, „aber immer nur auf der Straße oder wenn ich traurig bin."

Darauf hub er eine Composition Bettina's an, über ein Gedicht von ihm selbst. Dazwischen hatte sie einen Vers eingeschaltet, der dem Ganzen ungemein viel Bewegung, etwas Dramatisches gab. Wunderlich war es,

wie Brentano dieses Tonstück ohne Absatz, immer in der Runde herum sang. Mitunter sah er ganz jung dabei aus. Jugendklänge wachten ja auch in ihm auf. Man sah den früheren Clemens vor sich, den Bettina ihren Lesern skizzirt hat. Im nächsten Augenblicke aber, wenn er sich mit zugedrückten Augen auf die Melodie besann, tief in seine Seele hinunter horchend, und das Lied endlich in sich hinein murmelte: saß er wie ein armer Wahnsinniger da, der sich auf die umschattete Vergangenheit besinnen möchte, ihre verwehten Töne umsonst festzuhalten strebt.

Der Greis, dem eben noch etwas wie spätes Abendroth die Wangen überflogen hatte, war mir ein unnennbar wehmüthiges Bild von unsrem eignen Herzen und Glück. So sizt der Magier mit silberweißem Barte in einer Ruine und sinnt auf die verlorene Zauberformel, die ihn und die Trümmer wieder jung machen kann. Laß nur, laß, der alte rechte Spruch ging nimmer unter. Sey auch der Flitterglanz der Königsburg erloschen — preßt nicht die Natur Liebesarme um die morsche Mauerkrone, den Steinkerker zum freien Garten wandelnd? Nisten nicht Vögel in den Fensterbogen, die Sonnengold und Sonnenpurpur schmücken? Flüstern nicht Liebesseufzer im neuen Grün? Und die Wolken kommen und gehen grüßend. Und die Sterne!

Der alte Spruch ging nimmer unter. Decken auch Falten Dein Angesicht, das Herz bleibt wie Frühlings-

erde, voll Blütenkeime. Es giebt eine unbesiegte Region in uns, wo immer Maiwetter ist — die Region unsterblicher Liebe und Schönheit. Was ich einmal geliebt, das lieb ich immer. Es ist nur Eine Kraft, die den Blitzstrahl entzündet: was einmal mein Herz elektrisirt hat, wird es bis zuletzt durchflammen. Noch begeistert mich, was mich als Kind beglückte. Das Alter bringt nur im Aeußern Modifikationen. Die Ideale sterben nicht. Es giebt nur Eine Liebe, nur Eine Schönheit und da ist Alles Harmonie. Erinnert uns nicht alles Schöne an unsere Liebe? Und müssen wir nicht alles Schöne lieben? Die Nachtigall singt immer das nämliche Lied. Können wir sagen in welchem Frühlinge das neue Grün am schönsten war? Es giebt keine alte Liebe: die Liebe ist immer jung!

Bettina's Lieblingsmelodie lehrte Brentano meiner Sängerin. Beider Stimmen vereint — das war als ob ein fernes Echo Philomelen geisterhaft antworte. Seltsam! das Lied lautete — den Zwischensatz abgerechnet — Note für Note wie ein Sang, den Magneta als Kind componirte. Wir konnten es genau vergleichen, denn das Büchlein, in welches ich ihn einst geschrieben, lag zur Hand. Ich würde dies Begegniß nicht für möglich achten, wenn ich es nicht selbst erlebt. Gleicht so etwas nicht dem Gefühle, das in uns aufdämmert, wenn wir Gegenden zum erstenmale sehen, die uns wie halbvergessene Heimath anlächeln? oder wenn das nächt-

liche Schattenspiel der Seele Orte zeigt, die uns auch schon aus vorigen Träumen bekannt sind? So hören wir zuweilen neue Dinge, die halb als schon erzählt in unsere Ohren klingen, treffen Menschen, die wir nicht kennen und doch nur wähnen wiederzusehen. Bei vielen Anlässen regt sich in uns eine dumpfe Frage: hab ich das nicht schon einmal erlebt? Wir stehen in solchen Momenten an der siebenfach verschleierten Grenze unseres Bewußtseyns, wo Vergangenes und Zukünftiges, Erinnern und Ahnen in einander fließen.

Doppelt mußte mir jene Verwandtschaft in Tönen auffallen, da Magneta mir oft versichert hatte, daß sie, wie mit magischer Gewalt, durch Bettina's Kinderleben in die eignen Frühlingsjahre sich zurückversezt fände, z. B. gleich beim Aufschlagen der Briefe an die Günderode. Auch wehten mich, in Brentano's Mittheilungen, namentlich von der Kinderheit seiner Emmerich, viele Reminiscenzen aus der Märchenwelt an, von welcher Magneta so hold zu erzählen wußte, wenn wir auf die grünen stillen Wipfel sahen und empor zu den Abendwolken, und zu den Thürmen der Vaterstadt, die verklärt im Aether schwammen, und fern fern nach den sehnsuchtreichen Alpen. Gleich das Erstemal da Brentano von uns ging, flüsterte mir Magneta zu: „Wie freu' ich mich, daß ich Dir die Mährchen vorher erzählte." — So umweben uns geheime Fäden — keine

Hand vermag diese Mystik zu zerreißen: sie soll uns nur recht demüthig und hoffend machen.

Plötzlich bereute Clemens die lyrische Weichheit und sprang in eine diabolische Stimmung über. „Was haben Sie denn für Locken um Ihren Affenkopf?“ fragte er mich und suchte nach einer Scheere. „Mein Vater schnitt gleich Alles ab; bei den neuen Moden war er immer mit der Scheere bei der Hand. Der hätte Ihnen gleich die Locken abgeschnitten. Als die Schwestern einmal mit Schleppen kamen, band er diese den Mädchen in einen Knoten hinauf, und so mußten sie den ganzen Tag herumlaufen.“ —

Als ich wiederhohlt über den Verlust jener Handschrift klagte, meinte Brentano: „Man verliert oft Köstlicheres und bemerkt's nicht.“ — Er fing an uns von der Emmerich vorzulesen, aber er legte kein Blatt mehr aus der Hand, steckte bald die Hefte wieder ein und knöpfte die Rocktasche jedesmal ängstlich zu: „Es ist mir unheimlich in diesem Hause: überall liegen Predigten von Consistorialräthen — und Sie selbst,“ sagte er und sah uns mit zornigfunkelnden Augen an, „Sie machen Gedichte, während Ihr Heiland am Kreuze hängt! Die religiöspoetischen Naturen sind mir zuwider.“ — In diesem Tone ging es fort und zwar zuletzt so grell und bitter, daß ich, tiefverwundet, auch mit einer Rakete hineinblizte, und mir durch diese heftige, undemüthige Weise nur noch eine derbere Strafpredigt

eintrug: „Sie sind nicht so kindlich wie ich meinte; Sie sind viel verwickelter. Wenn Sie wüßten wie ich Sie mir gedacht habe, Sie würden laut schreien vor Jammer, daß Sie nicht so sind.“ —

Endlich sagte er: „Das ist eine schöne Gesellschaft beisammen: die Todtkranke, da die hofärtige Krankenwärterin und zwischen Beiden ein verrückter Poet!“ — „Brentano, tragen Sie mir meinen Hochmuth nicht nach,“ bat ich. „Dazu bin ich viel zu stolz. Was meinen Sie denn? Ich trage Ihnen nichts nach. Jetzt soll ich ihr noch ihren Hochmuth nachtragen!“ — Mit diesem Ausfalle hatte Clemens seine gute Laute wiedergewonnen.

Er fing nun an von einem schlesischen Grafen zu erzählen,*) der während des siebenjährigen Krieges lebte und — laut Bericht eines Augenzeugen, einer gemeinschaftlichen Freundin — auf seinen Gütern mit unglaublichem Aufwande von Geld und Phantasie, alle möglichen Allegorien und mythologische Feste veranstaltete. Da gab es bei Tag und Nacht Ueberraschungen im Style der Zauberballete. Es war das ganze porzellanene Rokokojahrhundert. Die Mägde mußten in arkadischer Tracht erscheinen mit weißen Kleidern und rosa Schleifen, Hirtenstäben und vergoldeten Milchgeschirren. In den

*) Vielleicht demselben, dessen George Sand in seinem neusten Roman „Consuelo“ erwähnt nach hinterlassenen Mittheilungen von Zeitgenossen?

Ställen sah man lauter weiße Kühe und Stiere mit vergoldeten Hörnern. Einmal bei irgend einer Feierlichkeit am Teiche im Schloßgarten wurden sämmtlichen Viehmägden in Reih und Glied syrenenhaft pappdeckene Fischschwänze umgeschnallt. „Ich wollte einmal eine Oper über all die Geschichten schreiben," sagte Brentano, und malte uns aus, wie darin die Viehmägde sich die Fischschwänze um- und abgebunden und einander gestohlen, und dazu gesungen hätten. Dabei fällt mir ein, daß ein Freund mir nachmals von jenem erzählte, er habe beim Bürgermeister in Frankfurt ein Drama — ich weiß nicht mehr recht von welchem Verfasser — vorgetragen und plötzlich — Clemens pflegte die handelnden Personen niemals zu nennen — sah sich die ganze versammelte Gesellschaft auf's Drolligste mitten hineinverwebt und trefflich charakterisirt.

Beim Weggehen war es wieder ganz der rührende Brentano. Unter Andern sagte er, daß er in diesen Tagen viel für uns gebetet habe, und sezte hinzu: „Oft wenn ich mitten in der Nacht aufwache, segne ich die ganze Welt, und bitte Gott, er möge dies Flehen annehmen, möge, obschon ich ein sündhafter Mensch bin; und denke dabei an alle Unglückliche, Kranke und Krüppel. Ich bin überzeugt, daß durch solche scheinbar kleine Dinge die Welt bewegt wird. Die Menschen achten viel zu wenig darauf." — Herzlich waren seine lezten Worte und Blicke. Wirklich die Lezten! Wir konnten nicht ahnen,

daß er für immer schied. Es war bestimmt worden, ich sollte ihn abermals benachrichtigen, wenn wir ihn empfangen dürften. Wieder machten sich Störungen geltend und als ich endlich und endlich einen schriftlichen Ruf in die Herzogspitalgasse senden konnte, war Brentano am nämlichen Morgen auf unbestimmte Zeit nach Frankfurt abgereist.

Wie ist mir doch, wenn ich sein gedenke? Mir ist als hätte ich eine von jenen Wunderblumen geschaut, die nur um Mitternacht, oder einen Tag hindurch blühen, und die man nur einmal sieht im Leben. Solcher magischen Entfaltung vergleiche ich den Genius. Er ist das Ursprünglichste. Und wie reizend ist's, die Ursprünglichkeit der Menschennatur betrachten! Darum ist's auch so wichtig, eine Dichterseele zu ergründen. Große Dichter sind immer Normalmenschen, denn in jedem Menschen ist ein Poet geboren. Im Dichter und im Kinde wird man den Menschen am liebsten studiren.

Die Doppelnatur, welche Jedem innewohnt, steigert sich bei den genialen Menschen. Sie sind bald Begeisterte, bald Besessene, sind gesteigert im Guten wie im Schlimmen. Darum brach bei Brentano auch ein kolossaler Dualismus so gewaltsam vor. Oft hätte man vor dem Heiligen knien mögen; oft glaubte man dämonisches Hohngelächter zwischen Orgelklängen zu vernehmen. Jezt war der ganze Himmel in und um Clemens, die Verklärung kindlichen Herzens. Jezt beugte er sein Haupt

unter schwerem Fluche — ein edles Wild, wie gehezt von Rachegeistern. So war etwas in ihm, das an den finstern Ruhelosen, an Ahasverus gemahnte.

Das wunderliche Gemisch von Innigkeit und Schelmerei, Weltlichem und Geistlichem, der Kampf vom Hellenenthum und vom christlichen Element, wenn ich mich so ausdrücken darf, die in Clemens wogten, malt Ein Verslein, das er als Knabe gemacht und mir wiederholt hat, sein erstes Verslein:

Komm, Herr Jesu, sey unser Gast —
An meiner Kapp ist ä goldne Quast.

In diesen zwei Zeilen lebt der ganze Clemens. So hat das Kind früh schon den Text zu seinem ganzen Leben gemacht, und der Greis hätte dem Motto nichts beifügen können.

Ist mir's doch, als müsse ich nun noch einmal von ihm scheiden, ihn noch einmal verlieren — so ist mir das Herz bewegt. Ja, ich danke ihm viel: berauschende Stunden dichterischen Genusses, Stunden, in denen Herz und Geist sich ihres Lebens als einer sprudelnden Quelle bewußt waren; fromme Rührungen, reine Seelenspenden. Sein Erscheinen, seine Freundschaft — gleich träumerischem Glücke überschüttete es mich — aber schmerzensreich, wie alles Glück auf Erden. Es war die Erfüllung einer Sehnsucht, einer Ahnung, war geistige Bürgschaft; ein Besitz, den mir nichts mehr raubt.

Eine Wunderblume! Wen ihr Farbenglanz, wen

ihr geistiger Athem erfreut hat — kann der davon schweigen? Man will die Feengabe preisen, will ihn zeichnen den Blütenkelch. Auch Andere sollen mit uns genießen — und so genießen wir noch einmal. Andere sollen auch diese Lichtbrechung des Gottes im Menschen, diese Spiegelung erleben.

Clemens war so denkwürdig. So Wenige durften ihn kennen lernen. Er war wie ein wilder Blütenzweig, der im verfallenen Kreutzgange heimlich an der Mauer schwankt, vor einem alten Heilgenbilde, über Nonnen- und Rittergräbern. Ich meine es müßten Viele nach Clemens verlangen, und so möcht' ich gern sein Bild, wie es mir erschien, wie mein armer Griffel es zu erfassen verstand, schicken in manch stilles einsam Stübchen, zu Herzen, die mich verstehen.

Ob ich Recht thue? Ob er es mir verzeiht? Ich berühre ja nur noch sein irdisches Maskenkleid, auf das der lichte freie Geist nun wohl mitleidig niederlächelt. Mir ist sie doch lieb diese Hülle — die Reliquie, welche uns bleibt von der entfesselten Seele. O du schöner Schmetterling, der sich zur Sonne erhob! deine Heimath ist die Liebe und ihr Himmel.

Also nicht Dir weihe ich diese Erinnerungsblätter — mir und den Verwandten, die gleich mir sich sehnen. Dir nicht! Kaum daß ich einen Kranz auf Dein Grab lege. Nur Wiesenblumen, wie ich sie gerade ungeschickt ausgerauft. Freilich stahl sich auch wohl ein Distelchen

mit hinein — wie es eben wächst auf der Wiese: Alles gehört mit hinein in die liebe Natur, und zuletzt möchte ich gar nichts missen an dem Bilde — keinen Zug, keine Falte, wie ich nichts missen möchte im Walde, nicht das Summen der Fliegen und die schwirrenden Käfer, wenn ich auf würzigem Moose raste, über mir die luftigen Laubkronen voll Vögelsang.

Lebwohl! Ich kann mir Dich nur als Jüngling denken, und als Engel oder Kind. Und obschon Du als Greis zu mir getreten — ist mir's doch Du hättest als kleiner Knabe mit mir gespielt — ach! mir Spiele gelehrt, auf die ich mich nun nicht mehr besinne. Die Seele weint um den Bruder. Wo ist er? Im Sonnenstrahle? Im Kelche der Rose? Im Liede der Nachtigall, die eben erwacht? Oder im klaren Maienblau des Himmels, der jezt eben sein liebes liebes treues Auge über mir aufschlägt? Hier ist der Bruder, hier wie dort — denn er ist in Gott und Gott ist auch die Natur. Er lächelt, der Bruder, über seinen abgestreiften Traum und meine Sehnsucht. Er ist nicht fern, er ist nicht geschieden. Der Genius ist im All, im Einzelnen, wie im Ganzen. Er ist in Gott und Gott ist auch in der Natur. Wir sind alle in ihr, in ihm. Ueberall geistige Nähe — im Frühling, im Traume, im Wunsch, im Herzen!

Der Dichter stirbt nicht, wie die Poesie nicht stirbt — denn die Wahrheit kann nicht sterben. Geht doch in

der Natur kein leibliches Atom unter, viel weniger ihr Geist — **und der Geist der Natur ist di Wahrheit.** Nur die Lüge stirbt, und der Wahn und die Scheinwelt vergehen. Wir richten uns selbst: wie viel, wie wenig von uns vergehe! Unser ewiges Theil geht in Gott heim. Der Dichter stirbt nicht, wie die Poesie nicht stirbt. Poesie ist Wahrheit. Wahrheit ist Gott. —

Ein berühmter Pilger.

„Du hast einen seltsamen Portier,“ sagte Kerner und deutete auf den Hamster, der in einem Käfig über Schuberts Zimmerthüre hing. Es war zu München. Das Haus liegt vor dem Karlsthore, nahe der protestantischen Kirche. Agnes, Schuberts Enkeltochter hatte uns angemeldet, ein holdes Geschöpf zwischen Mädchen und Kind, mit tiefbraunen Augen, gebogener Nase — ganz die edlen Züge der Großmutter, bei der ein gewisser männlicher Ernst mit Frauenwürde verschmilzt. Die eigenthümliche sächsische Mundart des Ehepaars hat etwas gar Treuherziges. Er selbst, der vielverehrte Pilgrim, mahnt mich im Wesen an seinen ihm verwandten Herzensfreund Justinus Kerner. Wollen doch Manche sogar eine äußere Aehnlichkeit zwischen Beiden finden. Es ist alles Liebe und Milde in Schubert, Gottesfrieden. Wie ein Kind sieht er aus. Dieser große Geist, er ist wieder Kind geworden im schönsten Sinne, nach des Heilands Willen und Wort. Eine solche rührende fromme Einfalt tritt Dir an dem hochgelehrten Manne

entgegen, daß du dich fragst: wie kann er mit diesem Kindersinne durch die Welt kommen, wie die große Reise nach Morgenland machen und die noch größere durch's Leben? Man fühlt es, aus Demuth ist er so und auch wie aus Gutmüthigkeit — um Niemand zu beschämen, Niemand mit so viel Geist und Wissen zu drücken. Alle Gaben legt er freiwillig ab vor der Höchsten, jedes Eigenthum, das ihn schmückt, und diese reine kindliche Liebe ist freilich der Weisheit Krone.

Wir suchten bald das Gespräch auf den Orient zu lenken. Schubert erzählt so ruhig und klar. Das erfuhr ich besonders bei einem Souper im befreundeten Kreise, wo Ersterer mein Nachbar war. Zuerst klagte er über die Quarantainen — die Türkischen sind weit humaner als die Andern — und bezeichnete die von Livorno als die Unerträglichste: 35 Tage mußten die Wanderer dort harren, Männer und Frauen in Einer Baracke. Schuberts Gattin hatte 35 Striche gemacht; alle Tage löschte sie einen. Betten hatten sie nicht; die Frauen — Schuberts Gattin und die Freundin, welche sie begleitete — kehrten einen Tisch um, und darein legten sie sich und stellten Stühle umher, diese mit Tüchern deckend. Um die Hütte war eine Art Gang, wo sich die Gefangenen bewegen durften. Das viele Umhergehen hatte den Rasen ganz zu Staub zerrieben. Bei Tag trug sich Schubert ein Tischchen hinaus und beschrieb so einen Cirkel um das ganze Haus, dem Schat=

ten nachrückend. Die Frauen sezten sich mit ihrem Geschäfte dazu. Die jungen Männer ordneten ihre Tagbücher — kurz Alles war in Thätigkeit und so verging die Zeit.

Manche Skizze ward uns gezeichnet bei jener traulichen Runde; wenn die Ehefrau von dem schweren Tritte der Kameele und der Frische des durchgeseiten Nilwassers berichtete, schilderte der Gatte eine giftige Quelle am Todtenmeere, von Mimosenbäumen umkränzt, vor welcher, als augenblicklich tödtend, der begleitende Beduine die durstenden jungen Künstler warnte. Schubert sprach von den Stimmen in der Wüste, die man oft vernehme, wenn Alles still und einsam; es klingt so natürlich als nahten Leute; man hört deutlich den eignen Namen rufen, glaubt bestimmt jezt eine Karavane zu finden, Kameeltreiber u. s. w. — alles öde! Wenn man dann wieder ruhig ist, hört man's gleich wieder. „Die Meisten," sagte er, „werden jene Stimmen, welche mir und Andern so oft ertönten, durch akustische Ursachen erklären wollen, aber diese reichen nicht aus zur Lösung des Räthsels. Wer kann sagen, was es ist? Es erinnert an die Nebelbilder! Oft sah ich Palmen oder Wasser, sah Bäume und Blätter so deutlich; der junge Beduine, den wir bei uns hatten, freute sich und ließ sich täuschen; auch die jungen Kameele gaben Zeichen — und alles zerrann beim Näherkommen. So wunderbar ist die Wüste. Man findet sich immer an

den h. Antonius gemahnt, der den h. Paulus besuchte, und dem so vielerlei begegnete. Es ist so weit von den Menschen, und da scheint das halb Geisterhafte einzutreten." — Von jenem magischen Araber in Kairo sprachen wir auch: „Ja es läßt sich nicht läugnen," versicherte Schubert. — „Jerusalem," sagte er, „ist immer noch eine Königswittwe." — Einen gemeinschaftlichen Bekannten, einen excentrischen, phantastischen Menschen, nannte er „eine Nebelnatur, wo der Wind immer wieder neue Gestalten auftreibt." —

Schubert äußerte, er wollte sich schon oft Briefbankrut erklären. Und doch habe er selbst auf der orientalischen Reise auch in der Correspondenz Unglaubliches geleistet, meinte eine Freundin von ihm, die in der Nähe saß, eine edle Schweizerin, mir schon darum merkwürdig, weil sie, unterstützt von äußern Mitteln, und von tiefinnerster Ueberzeugung, mir das Ideal vom Daseyn einer Unvermählten reiferen Alters darstellt; eine glücklich gewordene! Sie lebt nur der Wissenschaft, der Kunst, allem Schönen und Guten. Alles aber umleuchtet die Glorie ächt christlicher Gesinnung. Wie spiegelt sich dieses Gemüth in den Umgebungen! Ich werde das nie vergessen: die Wohnstube mit Arbeitkörbchen, Büchern, Blumen, Harfe, Handzeichnungen von Overbeck, trennt ein Salon von der kleinen Hauskapelle, die auch ein Gemälde dieses Meisters schmückt, und wo die Handorgel der kundigen Finger harrt, eine Madonna

aus der Schule des Leonardo da Vinci von der Wand lächelt, der kleine Seitenaltar eine Handzeichnung von Albrecht Dürer umschließt.

Auch ein Bildniß der Maria Mörl in Tyrol fand ich im Hause des Fräuleins, von ihrer Freundin, der bekannten Künstlerin Ellenrieder trefflich gezeichnet; etwas idealisirt; Profil mit gefalteten Händen; braune, lang herabfließende Haare; das große dunkle Auge voll Andacht, ganz Geist; die Stigmate an den Händen nicht zu vergessen. „Ich war selbst bei ihr," sagte die Dame; „sie kniet immer, hört und sieht nichts; nur wenn ihr Beichtiger ruft, fährt sie schnell aus der knieenden Stellung unter die Bettdecke und schaut freundlich vor, ganz unbefangen aufmerksam, wie ein Kind. Läßt aber der Geistliche sie einen Augenblick außer Acht, dann sieht man genau, wie es sie wieder zurückzieht zum Gebet, und sie sich sogleich wieder darein versenkt. Donnerstag beginnt das Leiden. Auf der Stirne steht der kalte Angstschweiß. Freitag um 3 Uhr sinkt die Kranke mit ausgespannten Armen todtengleich hin. Gegenwärtig scheint der Zustand abzunehmen." —

Das Fräulein ist Protestantin. Vielleicht scheint sie die tiefste Färbung ihrer Seele zum Katholicismus hinzuweisen; diese sucht und findet aber gewiß harmonische Genüge im Evangelium. Durch eine jener wundersamen Fügungen, an welchen das Schicksal in der Stille so reich ist, ward dies ernste weibliche Leben mitten zwi-

schen zwei entscheidende Freundschaften gestellt, beide gleich stark und aufrichtig. Zwei getrennte Pole — Clemens Brentano und auf der andern Seite Schubert, waren dem Fräulein eng verbunden. Sie hatte sich sogar schon entschlossen und gerüstet, die Wallfahrt nach Morgenland mit Lezterem zu unternehmen, und ward nur, durch ihre Gesundheit glaub' ich, davon abgehalten.

Laß mich wieder umkehren zu der Tischrunde. Zulezt spielte Kerner auf der Maultrommel. „Das ist wie ein Geisterjodeln — das ist ein verstorbener Tyroler!" rief Graf **, und machte uns dann auch in seiner Manier eine Geistermusik auf dem Piano: er rührte lautlos die Tasten zu Accorden, während Willibald mit dem Taschentuche über die Saiten wischen mußte, was wirklich zartverhauchte, körperlose Tonschwingungen erzeugte.

Es thut wohl einem rechten Menschen zu begegnen, einem primitiven, urerschaffenen. Das ist dieser Graf ** und noch dazu Künstler durch und durch. Man sang Chöre von ihm. Wie dichtet er in Tönen! Mit dem Griffel ist er origineller Improvisator; das beweisen viele Blätter von seiner Hand. Ich nenne hier nur seinen „Festkalender für Kinder" — Sprüche und Gedichte mit Illustrationen — der nicht genug beachtet werden kann. Die Verklärung der menschlichen Natur in den Kleinen, die Kindwerdung, die urewige immer neue Kindheit drückt er aus. Wie viel Treue und Reinheit, Einfalt und

Witz! Unübertrefflich seine Kindergestalten — und in allen eine wirklich künstlerische Objektivität. Sein Wirken auf die Kleinen ist sicher eingreifend und nachhaltig. Was er ihnen giebt ist sinnig, nie abgeschmackt und doch ganz verständlich; unverdorben, klar, frei und frisch bringt alles in Aug und Seele — lautere Kinderpoesie und darum erquickend für Jung und Alt. Wie muß man die Kinder lieben, um sie so zu verstehen! Welche Tiefe sezt das in einer so reichen Natur voraus: bei solch frischem Humor und keckem Muthwillen, so fromme Innigkeit, unerschütterte Andacht!

Wir sprachen von der modernen Zerrissenheit, welche dieser Freund wacker verurtheilte. Ich stellte ihr den tiefen, ächten Naturschmerz gegenüber. Der Graf zuckte innerlich ein wenig zusammen; er mochte sich getroffen fühlen, denn er hat gewiß auch dies Weh in sich — das verräth ja schon eben sein schäumender Humor. Aber er schlüpfte darüber weg. „Wir sind alle Malcontenten," sagte er. Hier tritt auch sein merkwürdiges Talent für Karrikatur in Beziehung: er ist für das Lächerliche so empfänglich und dadurch in stetem Vertheidigungszustande gegen dasselbe. Gerade da er es bei Andern so scharf auffassen muß, fürchtet er es immer bei sich, und sucht darin zuvorzukommen, daß er selbst über Manches spottet, was ihm lieb. Er sagt das hin, was er als Angriff von Andern erwartet. Er hat gewiß schon viel von außen erlitten mit seiner Poesie.

Das macht ihn zuweilen satyrisch, ja sogar kalt und schroff, er der doch in seiner Kunst so kinderfromm ist! Er selbst hat schon gesagt, die Religion sey das einzige Band für ihn, darum halte er auch so fest an ihr. Sie giebt ihm einen strengen Hintergrund. Ironie aber, das ist das Teufelchen in ihm, welches die Hörner herausstreckt, oft auch der Knecht Ruprecht, mit welchem der Graf seine Kinderwelt der Liebe und des Glaubens gegen Unheilige schützen will, und den er im Lande umherschickt, damit die Kindlein fein behütet in einem Wieseneckchen spielen können.

Der Graf begleitete uns an einem der folgenden Tage zur Allerheiligenkapelle, wo sich bei dämmerndem Lichte, wie in Sonnenglorie, auf Goldgrund die leuchtenden Gestalten heben. „Die ist ganz katholisch," sagte er, indeß ein lutherischer Bekannter, sie — wegen des Mangels an Betstühlen, und des leeren Raumes zum Umhergehen — im Gegensatze mit einem Bethause, ein Schauhaus nannte. Auf dem Wege dahin, als wir uns dem Portal näherten, rief der Graf: „Was ist denn das?" und deutete auf das Basrelief über der Pforte, wo Maria und Johannes der Täufer vor Christus knien. „Ist's denn wirklich ein Schwalbennest? das bildet ja wie eine Krone auf dem Haupte vom Heiland. Das ist aber schön!" — Wir verweilten gerührt vor diesem Bilde des Friedens, unschuldiger Sicherheit auf dem Haupte vom guten Hirten. Das war eine von den

Inspirationen des Dichters, den wir Zufall nennen. Das Leben ist bis auf seine geringsten Details herab, und oft just in diesen, voll tiefen Sinnes. So zaubert rasch ein künstlerischer Geist, durch seine Auffassung, überall reine poetische Momente um uns her, die ganze Fülle der unsichtbaren und sichtbaren Welt, denn sie ist ein großes Buch der Schönheit, und Jeder findet darin was er eben sucht: welche Blätter wir aufschlagen — überall wird uns göttliche Wahrheit überraschen, unsterbliche Schönheit — Geist der Schönheit.

Kerner und ich, wir wollten noch einmal seinen Schubert aufsuchen, und zwar im Lachengarten, den er „Interlacken" oder „die Bildungsanstalt" tauft. Es war nicht leicht dieses Institut zu finden, hinter dem Isarthore und dem Friedhofe, unfern der schmerzhaften Kapelle. Durch ein Krautfeld, über ein grünes Bächlein, gelangten wir an das Gartenhaus, welches eigentlich zu einer Maschinerie dient. Vorüber am Rade, das Scherben, ich weiß nicht zu welchem industriellen Zwecke, zerstoßt, führte uns die Treppe in ein Stübchen mit hochlehnigen Lederstühlen. Ein Fenster sieht auf grüne Wiesen, den Bergen zu; andere gehen auf Bäume. Hier saß Schubert; neben ihm sein sächsischer Neffe — ein Student, und ein Gast, der Kapellan jenes Gebirgdorfes, das der Gelehrte alljährlich zur Sommerzeit bewohnt, dem Fremdenschwarme zu entfliehen, welcher die Hauptstadt überzieht.

Vor Jeden von uns wurde ein Glas voll schäumenden Biers gestellt. Unter unsern Füßen polterte unbarmherzig das Rad, ohn' Unterlaß, daß der Boden zitterte; es war fast als würden wir davon in die Höhe gehoben. „Da haben Sie eine hübsche Tafelmusik," sagte ich. — „O, das mag ich ganz gern!" entgegnete Schubert; „ich höre es mit Vergnügen, es erinnert mich an ein Bergwerk: ich war als Knabe viel in einem Bergwerke zu Hohenstein, in meinem heimathlichen Erzgebirge. Ich gehe alle Tage her, auch im Winter. Im ersten Winter nach der Heimkehr vom Orient suchten mich hier Alle auf; auch Cornelius kam." — So machen Genügsamkeit und innere Ruhe selbst hier, in der bescheidenen, nüchternen Umgebung, den edlen Pilger so froh, und dann auch seine Gutmüthigkeit, seine Nachsicht mit Oertlichkeiten, wie mit Menschen. Das erinnert mich an eine Anekdote, welche das Versöhnende in seinem Charakter so recht bezeichnet: Schubert hielt einer jungen Dame vom höchsten Range Vorträge über Geschichte, welche ihn dann eines schönen Tages auch zur Xantippe führten. Nun konnte er freilich ihre Sinnesart nicht umgehen, versäumte jedoch nicht in seiner vollen liebwerthen Milde den Zusatz, die Frau hätte sich zwar böse gezeigt, aber man müsse das entschuldigen, da ja doch Niemand wissen könne, wie sie so geworden u. s. w.

Als wir so gemüthlich beisammen saßen, fragte ich

ihn, wann er das lezte Mal in Chamouny war. — „In Chamouny selbst war ich nicht.“ — Ich las doch in der Einleitung zu einer neueren Sammlung von französischen Erzählungen, daß der Autor — sein Name entfiel mir — Sie unvermuthet in einer Herberge auf dem Wege nach jenem Thale traf, von einem Kreise Zuhörer umringt, die Ihnen mit Liebe und Ehrfurcht jedes Wort von den Lippen haschten; und eben Ihre Mittheilungen gaben den Stoff zu jenem Buche.“ — „Allerdings reiste ich 1827 mit dem Prinzen Albrecht in Wallis, im Rhonethale, auf dem Wege nach Chamouny, wohin der Prinz ging, während wir uns den Rhonegletschern zuwendeten, und ich besinne mich noch ganz gut, daß ich Abends in einem Wirthshause viel erzählte, namentlich aus der Edda, und daß Franzosen zugegen waren.“ — „Dann scheint aber der Verfasser die Chronologie nicht respektirt zu haben, denn wenn mir recht ist, knüpfte er dieses Begegnen an Ihre morgenländische Wallfahrt.“ —

Ich bat Schubert mir die Dose zu zeigen, aus welcher er eben schnupfte. „Es ist die Stätte der hochheiligen Geburt,“ sagte er, während ich den Deckel betrachtete, welchen ein Abbild der Grotte von Bethlehem zierte. „Wenn wir einmal mit einander nach Palästina gehen!“ sagte er und reichte Justinus und mir die Hand. „Wir müssen noch einmal da hin, es wird wohlfeiler,“ sezte er tröstend hinzu auf unser schwäbisches Kopfschütteln.

Um des Contrastes willen muß ich erwähnen, daß

ich noch am nämlichen Abende in einem legitimistischen Salon die Anwesenheit eines andern „pélerin“ erfuhr, des Vicomte d'Arlincourt. Sein Kopf ist geistreich, die Gestalt klein, unvortheilhaft, weshalb der Vicomte sich überall das Recht arogirte, mit seinem Mantel in den Salon zu treten. So sizt er auf dem Sopha neben der Hausfrau in den Mantel gewickelt — das drapirt gut! Er spricht viel und angenehm, mitunter etwas schwülstig. So pries er die liebenswürdige Unterhaltung einer hohen deutschen Fürstin: „elle rallume la conversation avec les charbons de son esprit.“ —

Weihe der Mozartstatue.

Wir hatten bei Hermia Thee getrunken. Das Piano, die Pulte wurden gerückt, die Lampen angezündet. Die Tenoristen griffen nach den Notenblättern. Da bringt man von musikalischen Freunden einen Zettel; sie sagen ab wegen der Einweihung von Mozarts Standbild. Richtig! das ist ja heute Abend. Es galt einen raschen Entschluß. Wir sezten uns in den Wagen, Hermia und ihre Freundin, eine Shakespearische Schönheit, schlank, bleich und weiß, mit dunklen Haaren und noch schwärzeren Augen, mit Lippen, wie Granatblüte. Unsere Herrn — Künstler und Andere — eilten voraus in die Erzgießerei. An der Thüre empfing uns in großer Uniform Stiglmayer, der freundliche Hausherr. Viele Menschen bewegten sich in den erleuchteten Räumen. Hochoben war ein Chor erbaut, wo die Künstler und Sänger saßen, ein Kranz von Köpfen, den die Kerzen der Musikpulte scharf beleuchteten: so viele geniale Züge — jedes Antlitz drückte doch wenigstens einen Gedanken aus, ein Gefühl, eine Phantasie oder Laune. In der gewölbten Vertiefung auf einer Art Bühne vor dem Ofen

stand der kolossale Mozart in Bronze. Ein so gutes Gesicht! „An den Don Juan denkt er aber nicht," meinte Hermia, „vielleicht an Titus." — König Ludwig, der von Anbeginn das Bildniß des großen Tondichters seiner Vaterstadt bestimmte, ließ dessen greise Frau aus Salzburg rufen, um bei Schwanthaler, als es so weit war, erst die Büste ihres Mannes zu betrachten und ihre Ansicht auszusprechen. Sie fand den Kopf sehr ähnlich und sagte beim Weggehen: „Lebwohl, Amadeus!" —

Rechts und links von dem Bogen, welcher gleichsam das Portal bildet zum Tabernakel, wo der flammenentstiegene Mozart schimmerte, gewahrte man sein Gipsmodell, und das von Jean Paul, eine denkende Gestalt: einfach lehnt er da mit übereinandergeschlagenen Füßen; um Stirn und Mund schweben hohe und treue Gedanken. Einsam schien er an der Seite zu stehen, der edle Träumer, fremd dem Gewühle ringsum. Viertelstunde um Viertelstunde schlich an dem harrenden Publikum vorbei. Zu Mozarts Füßen gruppirten sich Pagenköpfe, und der Musikintendant stand in allen Nöthen vor dem Riesenbilde, den Augenblick erwartend um die Rede loszulassen. Endlich kam der Hof doch: das Königspaar, Prinzen und Prinzessinnen, und die hübsche grazieuse Königin von Griechenland. Ich freute mich, ihrer Hofdame nahe zu sein, der jungen Bozaris mit dem hohen rothen Feß auf dunklem Lockenhaupte: ganz orientalischer Typus; es liegt eine gewisse sehnende Apathie in

8 *

dem Gesichtchen — Schmachten mit einem fernen Augenblicke; alles Uebrige ist gleichgültig, kann ihre Theilnahme nicht fesseln: vielleicht ist's Heimweh nach Hellas goldnem Himmel? —

Die lange Rede ging auch zu Ende. Nun begannen die Chöre — wohl 120 Stimmen — trefflich ausgeführt: aus der Zauberflöte, „Isis und Osiris;" aus Titus, und ein arrangirtes Terzett aus „cosi fan tutte." — Andacht und Begeisterung verbreiteten sich über alle diese Sängergesichter. Wenn die Musik schwieg, beleuchtete bengalisches Feuer die Statue einmal roth, einmal blau. Besonderes Leben strömte das rothe Licht aus — wie trat die Gestalt da hervor! es war etwas sehr Geistiges über sie ergossen, Verklärung, gleich aus höheren Welten; und wie der Glanz nach und nach erbleichte, fielen in leiseanschwellenden Tönen die Sänger wieder ein. Zulezt schwebte im Brillantfeuer der Namenszug **M** mit einer Sternenkrone über der Gestalt. Ein Lebehoch aus hundert und hundert Kehlen erschütterte den Saal.

Aber auch bei der geistigsten Feier regnet es Gemeinplätze und triviale Floskeln, die so zwischen hinein gar wunderlich lassen, aber nun einmal zum bunten Ganzen gehören, vielleicht im Interesse vom materiellen Gleichgewichte. Dafür schien sich auch — troß dem feenhaften Anblicke — die einladende Beleuchtung des nahen, hochgelegenen Bräuhauses zu entscheiden, das mit

farbigen Lampen durch die Sommernacht schimmerte. Pechfackeln flammten längs dem Wege und auf der Nymphenburgerstraße fluteten Menschenwogen hin und her, welche die Hofwagen erst später theilten, denn der König hatte noch den vergoldeten Standbildern seiner Vorfahren bei Fackellicht einen Besuch abgestattet. Es sind wahrhaft fürstliche Gestalten darunter, welche nun längst den prächtigen Thronsaal ihres Enkels bewohnen, und vielleicht Nachts von den Sockeln steigen, beim blassen Mondlicht langsam und klirrend durch die bilderreichen Räume schreiten, Barbarossa und dem großen Karl Huldigung bringend.

Die monströse Bavaria blieb natürlich an jenem Festabend in ihrer Finsterniß. Mir gebricht der Sinn für solche Proportionen, die außer dem Maaße der Schönheit liegen, und möglicherweise erst durch die Entfernung wieder zur Harmonie und Grazie gelangen. Ich kann nicht so weit denken, ich lebe zu sehr in der Gegenwart. Ich wandelte auch einmal um die Kolossin herum in ihrem Menageriekasten. Den Nagel an ihrem anmuthigen kleinen Finger konnte kaum die breite Hand des Aufsehers decken. Die Statue ist gleich einem Thurme. Eine Treppe wird sich im Innern hinaufwinden und aus den Augen wird man wie aus Fenstern hinausschauen können in alle Lande. „Da wird sie draußen stehen auf der Theresienwiese und sich langweilen,“ sagte meine Begleiterin.

Das Kloster der barmherzigen Schwestern in München.

Es war Frohnleichnamtag. An einem von den buntbewimpelten Fenstern der Ludwigstraße auf die Prozession harrend, unterhielt ich mich mit einem gar ernsthaft blickenden, gelehrten Professor der Mineralogie, dem man es nicht anschauen sollte, daß er zugleich schalkhafter Poet ist in zwei Zungen: in bayrischer und Pfälzer-Mundart. Wer diese Gedichte von Franz Kobell kennt, ist ihnen gut geworden. Oft sind es kleine Genrestücke; es fehlt nicht an Momenten vom ächtesten Humor; der Gemüthlichkeit, dem naiven Witze leiht die Volkssprache zuweilen eine überraschende Kraft und Frische des Ausdrucks. Während mir der Professor erzählte, daß er diese Dialekte bei seinen Kindsfrauen praktisch studirt habe, betrachtete ich so von der Seite seinen struppigen Lockenkopf, wie mir noch keiner vorgekommen, und dachte, daß darunter meist unbewußt Dichterfunken sprühen. Und ich bitte Euch, was hätte er von einer Bonne lernen sollen! Marionettendrechselei, Pariser Manier. Nein,

lieber die rohste Bauerndirne für das deutsche Kind, auf deren plumpen Armen uns doch immer noch die Volkspoesie an ihr gesundes Herz drückt! Beim Pfälzer, da mischt freilich der Stadtschliff schon etwas pöbelhafte Stoffe ein.

Unten lustiges Gewimmel. Ueberall Blumen, Teppiche, junge Birken längs den Häusern. Die Kürassiere auf wiehernden Rossen blinkend in Reih und Glied. Glockenläuten, Kanonensalven. Fahne an Fahne windet sich's die Straße, den Platz herauf und hinab, unabsehbar, den Altar langsam umkreisend, der uns gegenüber errichtet. Ein romantisches Bild, Vergangenheit und Gegenwart wunderlich mischend: die verschiedenen Brüderschaften in malerischen Pilgertrachten aller Farben. Die Schulen, die Mädchen alle in weißen Kleidern, wie eine Taubenschaar, Rosen oder Lilienstengel in der Hand. Zuletzt der König unter goldner Himmelsdecke mit Straußenfedern, umgeben von prunkenden Uniformen; der Erzbischof in reichem Ornat, die hohe Geistlichkeit unter Geklingel und Rauchwolken. So feierliches Geräusch, solcher Weihduft — als wenn eine Gottheit käme. An dem mächtigen blütengeschmückten Altar voll hoher brennender Kerzen ward das Evangelium gelesen. Alles lag auf den Knien.

Das Gewühl des Volks, Kopf an Kopf, Welle an Welle, wie ein See, den der Wind kräuselt, bot Studien; mich vergnügte, diese Gesichterschrift zu lesen, Zeile

um Zeile; es ist doch noch primitiver Charakter, noch Zukunft in diesen Zügen, etwas das geweckt werden könnte. Im Ganzen herrscht natürlich bei so viel Zerstreuung der Sinne der Ausdruck eines Schauspiels vor. Andacht mag dabei meist nur instinktartig sein. Ein einziger Moment kündigt sich an, wo Thränen in vielen Augen schimmern, wo die Zuschauer wärmer werden, ein Moment wirklicher Begeisterung: wenn die barmherzigen Schwestern kommen — eine lange Reihe; alle in schwarzen Gewändern und weißen Kopftüchern, voraus die Laienschwestern in schwarzen Kleidern und Hauben, und mit weißen Tüchern, lauter bleiche, stille Gesichter, inbrünstig betende. Als kämen Heilige so gingen sie durch's Volk, ohne es in ihrer Demuth zu wissen; mir war's als wenn unsichtbar um jene, wie eine Engel- oder Geisterschaar, Todesschmerzen und Todesseufzer schwebten. Da erscheint die Religion der Liebe in ihrer ganzen sanften Hoheit.

Monate vergingen bevor sich mein Wunsch erfüllte, den Orden der barmherzigen Schwestern in der Nähe zu sehen. Der Zutritt wird nur ausnahmsweise gestattet. Es war ein leidenschaftloser durchsichtiger Oktobertag mit all seinem wehmüthigen, dankergebenen Frieden. Die Schneeberge lagen nahe und glänzend da, von leisem Dufte überhaucht. Auf schmalem Pfade hinter dem Krankenhause kam ich zum Kloster. Eine junge Schwester mit blühendem Kindergesicht öffnete. Sie brachte mich

in den Garten zur „Frau Mutter,“ die mit vielen Nonnen beschäftigt war Kraut einzuschneiden. Sie wollte nicht einschlagen als ich ihr meine Hand hinstreckte, weil die ihrige voll Erde war, und ich kapitulirte wenigstens um den kleinen Finger. Es ist eine große kräftige Frau die Oberin, sehr klug, sehr praktisch, thätig, streng resolut. Ein munteres Gesicht, gescheute Augen, treuherzig derb. So fand ich's wieder ganz anders als ich mir eingebildet hatte, aber auch gut, vielmehr besser. Das Leben corrigirt uns unsere Ideale immer, wie Schüleraufgaben, und füllt die durchstrichenen Stellen mit Gegensätzen aus, welche doch zulezt durch unsere Erfahrung sich als die rechte Logik bestätigen.

Rückwärts vom Klösterlein also ist der Gemüsegarten. Daran stößt das Waschhaus. „Da kommen Viele,“ sagte die Oberin, „die eine unglückliche Liebe gehabt haben, und meinen, jetzt wollen sie barmherzige Schwestern werden. Aber da schicke ich sie nur in's Waschhaus, um die ekelhafte Wäsche der Kranken zu waschen. Die Meisten wollen noch am ersten Tage wieder fort; wenn aber Eine das aushält, bei der ist's ächt.“ — Nicht selten giebt es Beispiele wahrer Vocation. So verweilte vor einiger Zeit eine vornehme Dame des Auslands in diesem Ordenshause, eine reiche Erbin, blutjung, bildschön, geistreich, voll Talente, welche ohne Schwärmerei, nur mit tiefem Berufe, aus den glänzendsten Verhältnissen, von dem theuersten, durch diese

Trennung schmerzlich verwundeten Familienkreise schied, um der Stimme des Heilands zu folgen, die so unwiderstehlich in ihr ertönte. Mit Ernst und Treue erfüllte sie das Gelübde, widmete sich voll Selbstverläugnung dem niedrigsten Dienste früh und spät. Wer dieses Wesen erblickt hat, spricht noch mit Bewunderung von ihr. Ja, es giebt solche Seelen, denen noch ein treueres Heimathgefühl verblieben, eine klarere Rückerinnerung an ihre Lichtwiege; ursprüngliche Seelen, in denen Wahrheit quillt als ein lauterer Born. Solche wandeln wie Boten des Himmels über die Erde, helfen, rathen, trösten, erfreuen, gleichsam als sichtbar gewordene Schutzgeister — denn wir armen Menschenkinder mußten ja sogar Gott schauen, um an ihn zu glauben. Und wie er in seiner Fleischwerdung Kreuzigung und Tod erlitten, blühen auch jenen seliggeborenen Geistern brennende Schmerzensrosen im Thale der Wallfahrt. Ja, es giebt Naturen, die vorzugsweise etwas Geniusartiges haben. Bei ihnen hat sich eine so mächtige Genialität seelisch concentrirt, die, der Kunst zugewendet, vielleicht zu einem Raphael, zu einem Shakespeare genügt hätte. O, ich kenne Euch wohl, Ihr Mensch gewordenen Schutzengel, ich liebe Euch, ich küsse den Saum Eures Gewandes! —

„Ja, da giebts schon Abtödtungen,“ sagte meine Führerin, die junge Nonne — Engeltraut war ihr Name — als wir an der Wäsche vorbei gingen, die im

Grase lag; „aber mit Gott kann man Alles." — Es lag so viel Ueberwundenes, so viel Friede in diesem Wesen. Hinter dem Kloster läuft ein Bogengang, den Blumengarten umschließend. „Da gehen wir im Sommer um neun Uhr auf eine halbe Stunde heraus, um uns ein wenig von den Krankenstuben zu verluften," sagte die Schwester; „Alle miteinander." —

Wir traten in das stille Haus. Durch die reinlichen Gänge kamen wir zuerst in's Speisezimmer, wo meine Begleiterin mir eine Uhr wies, wie die Inschrift besagt, ein Dankgeschenk der israelitischen Gemeinde. Ueber der Thüre hing ein Kruzifix. „Das ist gar rührend," fuhr die Nonne fort; „die Frau Mutter sagt, ein Blinder in Tyrol habe es gemacht." —

Die Nische des Klostergangs, in welchem die Statue des Ordensheiligen, Sankt Paulus steht, fand ich mit einem Laubkranze umwunden. Ueber jeder Thüre ein Spruch. In den Schlafsälen immer zwei Betten unter Einem reinlich gefalteten Vorhange, getrennt durch ein Brett; so hat jede der Schwestern ein Kämmerlein für sich und ihr Heiligenbild an ihrer Wandseite. Träume des Friedens scheinen über diesen, von Engeln beschirmten Lagerstätten zu schweben, auf denen eine fast ununterbrochene Reihe von Nachtwachen, den Nonnen nur spärliche Stunden der Ruhe gestattet. Ueberall begegneten wir emsigen Schwestern mit stillheitern Gesichtern, und je näher wir der Küche kamen, je mehr steigerte

sich die Geschäftigkeit, die aber stets etwas gar Besonnenes, Holdseeliges hat, einen Rhythmus der Frömmigkeit. Angethan mit blendend weißen Hauben- oder Kopf- und Halstüchern und Schürzen, bereiteten die Nonnen in ungeheuern Kesseln die sorgfältigste Krankenkost. Es herrscht um den Riesenheerd ein Luxus der Reinlichkeit. Alles geht wie am Schnürchen: was man um Jesu willen thut, ist zweimal gethan!

Schwester Engeltraut führte mich zulezt auf den Chor, wo die Nonnen beten, und erzählte, daß Einige von ihnen außer der Beichte auch noch strenge Tagbücher führen, welche sie jede Woche ihrem Seelsorger vorlegen. Es ist eine liebe Kirche, einfach, dämmernd, weil gemahlte Scheiben das Taglicht brechen. Von hier brachte uns ein angebauter Gang in das Krankenhaus der Stadt, dessen Trefflichkeit sich noch erhöhte, seit die barmherzigen Schwestern den Dienst verwalten. Im Saale für die Operirten saß am breiten Fenster mit der Aussicht in's Grüne, mitten unter Blumentöpfen, die Schwester Dominika, von der ich die Aerzte sagen hörte, daß sie ihnen in den schwierigsten Fällen durch Muth und Kaltblütigkeit bei so viel Milde, lieber sei als jeder Gehülfe der Chirurgie. Die Nonne sah sehr blaß und leidend aus. Ich sprach von ihrem schweren schönen Berufe. Schlicht sagte sie: „Ja, es ist eine rechte Freude.“ —

Wir gingen durch die Operationssäle; überall Bet-

ten mit bleichen Kranken; vor manchem Lager gruppirten sich Verwandte oder Freunde, denn es war gerade Tag und Stunde, wo die Besuchenden eingelassen werden. Da hätte mancher dramatische Augenblick aufgefaßt werden können, hier in einem Händedruck, einem Seufzer, dort in einem Blicke. Auch in den dunkeln Saal für Augenkranke geleitete mich Dominika; Alles verhängt; hinter dichter Schirmwand lag Einer, dem man eben am Staare operirt hatte.

Am meisten war mir die Heiterkeit in den farblosen Zügen der Klosterfrauen aufgefallen. Es ist Frieden eines gottvereinten Daseyns. Aber auch Segen nützlicher Thätigkeit. Darum findet man hier, wo der rastlose Dienst keine extatischen Zustände, kein Versinken und Grübeln zuläßt, willkürliche Kasteiungen überflüssig macht, nicht den ascetischen Ausdruck düsterer Träumerei, wie in andern Klöstern. Arbeit macht zufrieden, innere und äußere Eintracht fördernd, läßt dem Menschen keine Zeit mit sich und Andern zu grollen.

Diese barmherzigen Schwestern — „das sind auch Emanzipirte.“ Man wird wie in den Boden hineingedonnert von solcher Einfalt und Wahrheit. Ich kam mir dagegen wie eine Seiltänzerin vor. Diesem ausgefüllten Pflichtenleben, dieser hinopfernden Demuth und Liebe gegenüber — wie nichtig erscheint uns da alles weltliche Treiben, wie erbärmlich der Flitterstaat des Lebens, nachdem wir so in seinen Ernst geschaut! Lebt wohl, ihr rührenden Gestalten! Ich neige mich vor

Euch, wo ich Euch begegne. Denn auch draußen in der Welt wandeln viele Eurer Ordensschwestern umher, nur ohne Nonnenschleier. Wer sie zählen könnte, die Millionen stillgeweinter Thränen, die Gebete und Wünsche der Nächte, die Lasten und Entbehrungen der Tage, all' die Dornenkränze eines weiblichen Lebens, welche durch duldende Liebe zu Freudenkronen werden! Ihr treuen Mägde — ich werde zu weich, wenn ich mir Euer Bild mahle, Märtyrerinnen in Euren Dachstuben und Zellen, in Schlössern wie in Alpenhütten! — — —

Die Schwester Engeltraut hat mir erzählt, daß kürzlich eine Nonne starb. „Da gingen die Andern wohl Alle mit zur Bestattung?" — fragte ich. „Ja, es kam gerade der Sturm und das heftige Gewitter, dessen Sie sich auch erinnern werden." — „O, das war aber arg." — „Es hat uns gefreut — wir kommen ja so selten aus — daß wir Gott dies Opfer bringen konnten." — Der Tod rafft eine unverhältnißmäßige Anzahl von Nonnen hin, denn ihr Beruf fordert zu viel Anstrengung, bereitet manche Gefahr. Schrecklich mähte die Cholera unter ihnen. In dieser Zeit haben sie sich aber auch aufs Aeußerste bewährt. Oft betrachtete ich, auf dem Friedhofe zu München, ihre Schlafstellen, ein kleiner Gottesacker im großen. Grab an Grab schaart sich um ein mächtiges Kreuz — wie treue Helden, die alle auf dem Schlachtfelde fielen und nun noch im Tode um das nie verlassene Panier gesammelt sind.

Doktor Strauß in Sontheim.

Es war einer von den krystallhellen Herbstnachmittagen. Wir bogen um die Mauern von Heilbronn. Sontheim liegt eine halbe Stunde davon. Wie Silber glänzte durch die Obstbäume der Neckarspiegel im frischen Wiesenland. Vor dem ersten Hause im Dörfchen, links, an der Straße nach Stuttgart stiegen wir aus; ein ehemaliger Sitz des deutschen Ordens, blaßgelb, mit Läden, wie ein Schlößchen: eine Doppeltreppe mit eisernem Geländer führt zum Eingange. Dünne Säulen tragen die Altane mit Blumen. Zwei nachgedunkelte Gemälde nehmen die Wände vom Corridor ein, griechische oder römische Szenen, sogar mythologisch, wenn ich nicht irre, also profan genug für jene geistlichen Ritter, aus deren Zeit die umfangreichen Bilder noch stammen. „Früher," versicherte der Eigenthümer, „hingen alle Zimmer voll." — Diese nachgedunkelten Farbengeheimnisse, die uns aus unscheinbaren Rahmen, wie gespensterhafte Wächter im Innern der alten verlassenen Häuser begrüßen, und wie Räthsel,

die auf Erlösung durch uns harren, übten schon in früher Kindheit ihre Macht auf mich.

Durch die Hinterthüre sieht man in helldunkle Akaziengänge, die sich in der Perspektive des Gartens zu einem Fernblick erweitern. Auf der stattlichen braunen Treppe schallten uns fröhliche Stimmen entgegen. Justinus Kerner, der zuerst eintrat, ward umringt. In dem Saale mit der Decke von Stukkatur hatte sich ein traulicher Kreis versammelt, Jugendfreunde und Universitätsgenossen von Strauß, Männer des Lehrfachs aus Heilbronn mit ihren Gattinnen. Darunter Professor Märklin, Prälatensohn der alten Reichsstadt und Verfasser eines Werkes über Pietismus in Württemberg, das ich eben so wenig kenne, als ich mich mitten unter diesem harmlosen Völkchen an die feindlichen Systeme und divergirenden Ansichten des gelehrten Marktgewühls erinnern wollte. Ich sah nur gute Menschen, die ein heiteres Leben voll geistiger Anregung verbindet, und unter denen Unbefangenheit, ehrliche, warme Anhänglichkeit waltet.

Ueber dem rothen Plüschsopha, um welchen man schwatzend saß, hängt Agnes Schebest, als Norma gemalt. Die Priesterin ist charakteristisch aufgefaßt. Daneben eine Erstlingsarbeit der jüngern Schwester unserer Sängerin, das Bild einer Morgenländerin, welches Talent verräth. Vor der entgegengesetzten Wand stehen Piano und gestickter Armstuhl; ein Portrait von Kreutzer

lehnt auf dem zugemauerten Kamin. Zwischen hohen Fenstern die Balkonthüre, durch welche man, weil die Straße sich dicht unter dem Hause birgt, nur grüne Wiesen sieht, Fluß und Gebirg — Natureinsamkeit, nichts was an die Mühen und Lasten der Creatur mahnt, nicht Weg, noch Acker.

Links vom Salon das Zimmer der Hausfrau mit zierlichem Arbeit- und Schreibtisch und dem Bilde ihrer Mutter, die Gattin eines österreichischen Offiziers, ich glaube Ingenieur, der bei Ausübung seines Berufes, Sprengen von Felsen, verunglückte, und den Seinigen früh und schmerzlich entrissen wurde. Dann die freundliche Schlafstube, wo die buntblumigen neuen Pantoffeln des Doktors den Scherz herausforderten, und der Hirschfänger über seinem Bette, Kerner zu der Bemerkung veranlaßte, daß die Waffe eigentlich über dem Lager der Ehefrau hängen sollte, die als Romeo das Schwerdt so trefflich zu schwingen verstand.

Rechts vom Salon das Tuskulum des Gelehrten, eine Eckstube mit zwei Fenstern. Das Eine, nach Norden zeigt ein vorzügliches Landschaftbild: Heilbronn, dessen brauner gothischer Thurm sich vom Traubengrün des Wartbergs hebt. Weiterhin schwingt sich der Bergsattel, welcher das Portal in's Weinsbergerthal bildet, zum nachbarlichen Dichterhause, dessen Rebenschatten so viele Pilger erquickt, zum Stillleben, das wie eine Wundermähr am Fuße der Burgtrümmer blüht. Oft hab' ich

schon den Contrast bedacht, den unser Vaterland mit Frankreich auch darin bietet, daß in Paris alle intellektuellen Strahlen in Einem Fokus zusammenbrennen, während über ganz Deutschland eine Summe von Geist, wie das allnährende Sonnenlicht, ausgebreitet ist. Dich überrascht hier, sonderlich in schwäbischer Gau, im einsamsten Waldthale eine poetische Größe, ja nachbarlich wie die Kirchthürme der Dörflein auftauchen aus verschwiegenen Gipfeln, treten Dir Notabilitäten der Gelehrtenwelt entgegen, so daß Du in unsern duftenden Weingärten von einem berühmten Namen zum andern nicht weiter zu gehen hast als in den Straßen der Weltstadt, welche Dir auf engerem Raume nicht bunter die Gegensätze zusammendrängen mag. Ein Beweis dafür — Kerner und Strauß. Es kann in Sommertagen gar leicht sich fügen, und ich selbst hab' es öfters erlebt, daß ein Wandersmann, der das Mittagmahl beim Sänger der Romanze und Legende genoß, beim Verfasser der Seherin von Prevorst, sich zum Abendbrote bei Strauß eingefunden.

Die Natur stellt auf der Erde die widersprechendsten Pflanzenarten, gewiß in weiser Absicht, neben einander. So macht es Gott auch im geistigen Garten: die Wiege beider Männer ist in Einer Stadt gestanden, in demselben Ludwigsburg, unter dessen stolzen Baumgängen und Schloßgiebeln auch Schiller einen Theil seiner Jugend verlebte, und jezt hat die spätere Fügung

jene Zwei im Zenith ihrer Bahn wieder so nah zusammen geführt. Jezt grüßen die stillen Berge immer zu Strauß herein, in deren Kreis den Jüngling schon früh das Schicksal rief und seine Stimme in unsern Herzen. Denn schon als Student trieb es, wie in ein Vaterhaus, das er nimmer hätte verlassen sollen, den Theologen vielleicht in unbewußter Ahnung zu einem Manne, bei dem er, der Strebende, gewiß viel zu suchen hat, zu einem Arzte, dem sein Herz mehr noch lehrt als die Wissenschaft, und der schon viele Heimwehkranke geheilt hat. Wie leibliche Instinkte, können sich auch geistige regen, die uns den unbekannten Genesungsmitteln entgegen drängen. Es giebt Gegenden, wie Menschen, die einen gefeiten Bann für uns wahren, wohin es uns zieht in immer engeren Kreisen, bis sich endlich in ihnen unser Geschick erfüllt. So hat jedes Leben seine Namen, Zahlen und Gestalten, die immer darin wiederkehren.

An diesem Fenster also mit der Aussicht gegen das Thal der Frauentreue steht der Pult von Tannenholz, eingerichtet zum Schreiben im Stehen. Nur einige Bücher darauf, ein Druckbogen und das Perspektiv. Alles liegt gerade, in scharfen Linien, ringsum sieht man die Nettigkeit, die Ordnung, den mathematischen Geist: so ist das ganze Zimmer ein Abdruck des Bewohners. Ueber dem Schreibpulte hängt jenes Bild von Agnes Schebest, das ihr antikes Profil darstellt — der einzige

Goldrahmen. An der nördlichen Wand ein schwarzes Sopha. Darüber das Conterfei von Hegel — als es in dies Haus gebracht wurde, zersprang das Glas: erscheint das nicht wie eine gute Vorbedeutung? Links davon der Philosoph noch einmal, in kleinerer Ausgabe; rechts Schleiermacher und ganz unten ein Blatt: Hegel auf dem Katheder. Affektation ist dem Wesen von Strauß zu fremd, als daß man nicht in dieser Spielerei vielmehr einen gewissen wissenschaftlichen Eigensinn erkennen sollte. An der Mauer gen Osten, beim Ofen, ein Paar Bücherschränke. Die alten Kirchenväter werden nun von der Muse abgestaubt. Strauß wehrte noch heute ihrem wirthlichen Walten: „die Kirchenväter müssen Staub haben." — Neben dem westlichen Fenster ein Schreibkasten; auf demselben unter weißen Flören die Büste der Mutter des Gelehrten, im Tode genommen, also scharf, aber wohlgebildet, dem Sohne ähnlich; links davon Hegels Büste, auch sehr scharfe denkende Züge — man möchte fast eine Aehnlichkeit finden — wie ein älterer Bruder. Zunächst der Mutter an der Thüre hängt ein Plan von Ludwigsburg, und daneben ein Schwarzwälderührchen. Kerner, an diesem Tage voll liebenswürdiger Schalkheit, entwendete vom Schreibtische des Kritikers ein Paar rothe und blaue Oblaten, die er auf Hegels Gesicht über dem Sopha klebte, und den lachenden Freunden winkte, es nicht zu verrathen, bis der Hausherr es selbst merke.

Im Salon, Norma gegenüber, als Gegenbild, saß das Hausmütterchen an der Kaffeemaschine, behauptend, heute — weil es 14 Tage — die goldne Hochzeit zu feiern; vor acht Tagen bei der silbernen sey es ganz still hergegangen. Das Treiben der Neuvermählten, ihre heitere Sorge für die Gäste war in aller Einfachheit so anmuthig; es ist ihr Bedürfniß, das Alles eben so schön aus sich heraus zu gestalten, als den Romeo und jede andere künstlerische Leistung. Immer und in Allem trifft Agnes Schebest das Rechte. Es ist immer in ihrer Natur, das Gesetz der Wahrheit, der Schönheit. In ihr ist das Ebenmaaß der Schönheit, der innern wie der äußern. Es ist ein Rhythmus in ihr, nach welchem sie sich bewegt, denkt, spricht — nicht blos singt. Sie erscheint — nicht nur auf der Bühne, nein, eben so jezt in der Häuslichkeit als die Muse, den geringsten Dienst adelnd durch Schönheit — den freien Ausdruck der Liebe. So ist sie mir auch am Kaffeetische, mit Tellern und Gläsern und dem eigenhändig gebackenen Kuchen hin und her eilend, Priesterin der Schönheit, und rührender noch denn als Norma. Sie ist so ganz ohne Eitelkeit, Alles nur Güte; bei ihr sieht man, daß die Schönheit einfach ist, wie das Herz, und daß sie immer Grazie seyn muß. Es ist eine Naturstudie.

Das Gespräch war lebendig. Man holte den schwäbischen Merkur, welcher in diesen Tagen einen Artikel aus dem **Journal des débats** brachte, und las, in Gegen=

wart aller Betheiligten, Zeile für Zeile mit Lachen commentirend:

„Die Einsegnung der Ehe verrichtete Herr Pastor Theodor Rapp, ein geborener Straßburger, ehemaliger Studiengenosse von Strauß, in Anwesenheit einer großen Anzahl ausgezeichneter Personen, unter welchen man Herrn Justinus von Körner bemerkte, einen der gelehrtesten Oekonomen (économistes) Deutschlands, ferner die berühmten Tonsetzer Spohr, Lachner und Schneider, die Damen Schröder-Devrient, Gentiluomo und mehrere andere große Künstler.“

„Das ist die Naivetät der Franzosen,“ sagte einer der Anwesenden; „da haben sie sich ausgedacht, wie ungefähr so etwas bei ihnen geschähe: was giebt es für berühmte Compositeurs in Deutschland? Die sind natürlich Alle dabei — also die Namen abgeschrieben, u. s. f. Bei Rapp dachten sie nur an den General, an ihren Landsmann.“ — Der Unserige ist Pfarrer in einem Dörflein bei Hall. Ich selbst sprach ihn auf seiner Reise zu dieser Trauung, ein Mann mit denkendem angenehmen Gesichte, klarer bestimmter Sprache. Er hielt dem Brautpaare in der nahen Kirche zu Horkheim eine moralisch-philosophische Rede. „Die Liebe wohne in Eurem Hause,“ sprach er segnend. „Möchten Sie viele so frohe Tage

erleben wie der heutige," sagte der Ortsgeistliche an der Kirchthüre zu den jungen Gatten. Die Feier war durchaus ernst und würdig, nach der Versicherung von Augenzeugen. Und wie viele Sagen hat man darüber verbreitet! Die Trauung mit der Katharina Bora des neuen Luthers, welche dieser aber nicht aus dem Kloster, sondern umgekehrt, von der Bühne geholt, sey ganz nichtig, vom Freunde nicht nach der Liturgie vollzogen; die ganze Kirche mit Juden gefüllt gewesen; einer der Professoren habe die Ouvertüre aus Norma gespielt u. s. w. „Wahrlich," äußerte ein Bekannter des Bräutigams scherzend gegen mich; „wahrlich, es spricht sehr für sein System, daß man diese Lügen über Strauß Hochzeit ausstreut, ja sie so ganz zur Mythe macht, wenn dies so wenig Tage nach den wirklichen Thatsachen geschehen kann." —

Die kirchliche Handlung fand Vormittag 12 Uhr statt am 26. August 1842. Die Braut — sie gehört dem katholischen Ritus an — war weiß gekleidet, der Schleier mit der Myrthenkrone auf den dunkeln Haaren befestigt. Schön und edel sah sie aus — die Poesie, der Glaube, mitten unter den Hegelianern, wie herabgestiegen aus wolkenlosem Aether, durch ihren Zauber die Wissenschaft zu bekehren. Ein fröhliches Mahl vereinte gegen Abend die Hochzeitgäste in Sontheim. Einer derselben hielt als Koch verkleidet einen komischen Vortrag, der sich auf die gastronomischen Studien der Künstlerin bezog und Melpomene im weißen Küchenschürzlein

zeigte, mit dem Löffel als Scepter. Kerner hatte damals auf der Hinfahrt in das Brieftäschchen seiner Gattin Verse improvisirt, die er jezt auf die Bitte des jungen Eheherrn an dessen Pulte niederschrieb:

Strauß Glaube kommt dem Ehstand ganz zu gut:
Denn ist es, wie er wähnet, nichts mit drüben,
Wenn nach dem Tode alles Lieben ruht,
So muß man hier für Ewigkeiten lieben.

Ein Andrer spricht: ich spare Vieles auf
Bis wir in einem bessern Stern uns sehen;
Er aber spricht: ich liebe hier vollauf:
Denn ich weiß fest, daß ich und du vergehen.

Du Andrer! raub' ihm diesen Glauben nicht!
Er dient zum Heil der herrlichen Agnese,
Und kommt er einst aus Schein im Tod zum Licht
Und sie steht vor ihm, wird er drob nicht böse.

Dann wird er sprechen: „Kerner hatte Recht,
Dem machte Scharfsinn keine grauen Haare.
Agnese! was der Kopf denkt ist oft schlecht,
Nur was mein Herz gefühlt, Herz, war das Wahre.

Nachdem uns Strauß seine krause Biographie vorgelesen hatte, die einmal in Frankreich erschien, trug einer der Professoren, ein talentvoller Musiker, welcher die Namen aller jener **Maestri**, von denen die Zeitung spricht, auf sein Haupt nehmen und den Kapellmeister machen

mußte, seine Composition des Liedes vor, welches Kerner jüngst von einem Glase sang, das ihm sein Lenau gab:

Ein Glas das ist mein Lieben;
Schon sind es zehen Jahr
Daß es mir treu geblieben,
Voll Scharten, dennoch klar:
Viel Risse, Ehrenzeichen
Die Fahne zeigt im Wind,
Den Rissen zu vergleichen
Des Glases Scharten sind.

Oft ward es angestoßen
Mit Sang und Klang die Rund
Daß sprizte roth wie Rosen
Der Wein aus seinem Grund.
Drob ist es nicht zersprungen,
Es schließt in sich noch gut
Den Alten und den Jungen
Gleich wie ein Herz das Blut.

Treu wie mein lichtes Lieben
Ist selbst die Sonne nicht,
Im Winter noch, dem trüben
Giebt's Wärme mir und Licht.
Im Winter wie im Lenze
Füllt sich's mit goldnem Wein
Und hüllt in Rosenkränze
Den Schmerz des Trinkers ein.

Schau' ich in seine Tiefe,
Wird es gar seltsam mir
Als ob ein Freund mir riefe:
Herz! Herz! ich bin bei Dir!
Ein Freund hat mir gegeben
Dies Glas im Trennungsschmerz,
Zerspringt's mit meinem Leben
Legt mir's im Sarg auf's Herz.

Darauf ging die Hausfrau an's Klavier. Sie sang aus Oberon: „Arabien, mein Heimathland." Das Lied war ganz Sehnsucht. Dazu die reinen Linien des orientalischen Gesichts, der ernstlächelnde Mund, die feingeschwungenen Braunen. Es liegt immer ein Schmerz in diesem Auge — der Schmerz der Poesie, das Heimweh der Seele. In der Gestalt verkündet sich strenger griechischer Styl. Dazu im Gemüthe christliche Elemente: so vermählen sich Plastik und Malerei in ihr. Sie könnte eben so gut eine Muse wie eine Madonna darstellen.

Bei dem Gesange sah man durch die hohen Scheiben, an welchen eine frischentfaltete Rose stand und ein Citronenbäumchen mit reifenden Früchten, die Sonne flammend niedergehen. Noch einmal strahlte ihr Purpurbild aus den Wellen, über welche ein einsames Segel glitt. Ich trat auf die Altane. Thurmspitzen und Fenster der Reichsstadt funkelten. Ueber den Wiesen liegt Schloß Klingenberg, im Besitze des Grafen von

Neiperg; rechts davon das Dörfchen Böckingen. Im Hintergrunde der Heuchelsberg, mit seiner Warte, einem aufgehobenen Finger ähnlich.

Doktor Strauß sah froh verklärt aus. Weit besser gefiel er mir heute, als wie ich ihn zum Leztenmale sah vor einigen Jahren zu Stuttgart, mit einem Folianten — ich glaube für seine Dogmatik — unter dem Arme. Lichte Haare und Augen — er trägt Brillen — geben dem feinen, fast regelmäßigen Gesichte etwas sehr Jugendliches. Die Weichheit in den angenehmen, sonst etwas kalten Zügen, aus denen früher nur eine gewisse wehmüthige Resignation sprach, rührte mich. Nur gute Menschen können so glücklich seyn. Wie hingen Aug' und Ohr an der Gattin, wenn sie sang! Seine Seele muß für den Geist der Schönheit sehr empfänglich seyn. So steht dies merkwürdige Paar vor uns, wie verkörperte Ideen der Humanität und ihrer Geschichte: die Kunst, der Wissenschaft vermählt, das tiefe Bedürfniß der Ergänzung, das durch alle Natur geht. Wer lieben kann, den darf die Gemüthswelt nicht verloren geben. Zwischen dieser und dem Forschergeiste zur Vermittlerin ist vielleicht eine ächte Frauennatur bestimmt. Sie wird durch Liebe die Regenbogenbrücke zum Himmel schlagen — die Liebe läßt ihre Kinder nicht abtrünnig werden.

Das ist eine Bürgschaft, welche hier die Gegenwart für die Zukunft giebt. Aber auch in der Vergangenheit

des Gelehrten könnten wir manche Winke davon finden. Ich kenne ein rührendes gläubiges Lied von ihm, das er einem Freunde ins Gedenkbuch schrieb. Auch der Zug zur Mystik gehört da her, welcher bei Strauß zu allen Zeiten vorbrach, meist wie gelehrte, oft aber auch wie naive Neugierde. Sey es nun Reiz der Fremdheit oder verwandtschaftliche Sympathie, was jenen zuweilen auf fremdes Revier jagte. Ich möchte Lezteres glauben, wenn ich der Wanderungen mich erinnere, die den Tübinger Studenten früh in Kerners Thal brachten, zur Beobachtung jener Seherin, deren Traumleben den Jüngling erschütterte, und deren Wahrhaftigkeit der Mann noch heute nicht bezweifelt, wenn er auch den Thatsachen andere Motive unterlegt als ehedem. Pilgerte er doch einmal selbst mit einem Freunde nach jenem einsamen Gebirgsdorfe Prevorst, um die Wiege dieser Frau kennen zu lernen, an deren Grab er geweilt. Aus solcher Zeit ist ein merkwürdiges Denkmal geblieben, das ein Zufall meiner Hand vertraut, ein Aufsatz von Strauß, worin er sein damaliges Erkennen trefflich ausspricht, und zwar mit seiner ganzen scharferfassenden Klarheit, die er seitdem den kritischen Theorien widmete, welchen der Mann der Wissenschaft auf der Bahn seiner Untersuchungen entgegen schritt. Nimmer giebt es aber Stillstand. Ein Ruhepunkt ist noch nicht das Ziel, und oft sieht ein Fortschritt wie eine Wiederkehr aus. Die erwähnte noch unbekannte Jugendarbeit trägt die Ueberschrift:

Ueber das Wiedererkennen jenseits des Grabes.

Es ist nachweisbares Gesetz, daß jedes in einem Individuum sich entwickelnde, höhere Bewußtseyn die ihn vorangegangene niedrigere Bewußtseynsstufe desselben Wesens in sich befaßt, ja daß jenes höhere Bewußtseyn, als das innerlichere, gründlichere, die Gegenstände des in das Höhere aufgenommenen niederen (oberflächlichen) Bewußtseyns mit einer Tiefe, einem Durchblick erkennt, den das niedrige Bewußtseyn nicht hatte.

Der Beweis dieses Satzes ist am augenfälligsten aus den Erscheinungen des Somnambulismus zu führen, dessen Mißcredit bei Ignoranten in diesem Gebiete der Natur (als ihnen zu hoch und wesenhaft), die aber lieber für — selbiges (als ihnen zu nieder und nichtig) Ignorirende — gelten möchten, man auch mich -- hier wenigstens — ignoriren lasse. Bei Somnambulen nämlich zeigt sich (s. alle Geschichten von solchen) durchgängig die Erscheinung, daß sie im magnetischen Schlafe nicht nur von allen vorhergegangenen Krisen die genaueste Erinnerung haben, sondern auch das ganze frühere wache Leben genau überschauen, ja daß sie Vorfälle dieses wachen Lebens, von welchen ihrem wachen Bewußtseyn nicht die mindeste Erinnerung geblieben ist, im magnetischen Bewußtseyn wiederfinden. Somit zeigt

sich hier (denn daß das magnetische Bewußtseyn zu dem gemeinen, wachen, als das höhere zum niedrigeren sich verhalte, ist unwidersprochen) das oben ausgesprochene Gesetz als feste Regel: das höhere (magnetische) Bewußtseyn begreift das niedrigere (wache) nicht nur in sich, sondern die Gegenstände der Erinnerung, die im niedrigeren Bewußtseyn dunkel oder ganz verwischt sind, treten im höheren wieder in das hellste Licht, während umgekehrt das gemeine Bewußtseyn das höhere nicht faßt (im wachen Leben von dem magnetischen keine Erinnerung ist.)

Das Bewußtseyn eines Menschen ohne und außer dem Leibe (sohin das Bewußtseyn nach dem Tode) verhält sich zu dem Bewußtseyn desselben Menschen mit und im Leibe (dem Bewußtseyn in diesem Leben) wie das höhere zum niedrigeren.

Dem geistigen Reich gehört das Bewußtseyn an, wie der Körperwelt das Seyn. In letzterer Region ist das Bewußtseyn nur ein im Elend (Exil) irrender Fremdling, als einzig dem Menschen eigen, der nur durch einen Fall der Sündenwelt angehört. Die anhängige Materie trübt nach Aller Urtheil das Wesen des Geistes, d. i. sein Bewußtseyn; somit muß das Bewußtseyn des ganz von der (bewußtlosen) Materie erlösten Geistes ein höheres seyn, als das des noch durch sie getrübten. Daß aber die Erinnerung an das in diesem

Leben in das Bewußtseyn Aufgenommene nicht an die hier gehabten körperlichen Organe geknüpft sey, ist wieder leicht aus den Erscheinungen des Magnetismus zu erweisen. Nur ist zuvor die in dieser Sache gangbare Einwendung abzuschneiden, daß ja z. B. Verhärtung des Gehirns (im Alter) Abnahme des Gedächtnisses bewirke, oder daß Verletzungen gewisser Theile des Gehirns bestimmte Partien der Erinnerung zerstören. Dieses ist nämlich allerdings nothwendig, — so lange der Geist noch in diesen Kreis von körperlichen Organen gebannt ist. Anders ist es, wenn er von einzelnen körperlichen Denkorganen befreit ist — (also nach dem leiblichen Tode) wozu wir schon in der magnetischen Extase einen Ansatz bemerken. Hier ist nämlich die Gehirnthätigkeit auf die Dauer der Crise ganz erloschen, die Seele frei geworden, und nur noch durch die Lebenswurzel des Körpers (das Bauchsystem) mit diesem verbunden; dennoch aber die Erinnerung nicht allein an das früher in gleichen Zuständen der Desorganisation in's Bewußtseyn Getretene, sondern auch an das im wachen Leben mittelst der Gehirnorgane Erfahrene.

Sonach bleibt dem Geiste, wenn er von dieser Trübung durch das Unbewußte (den materiellen Leib) erlöst ist (also nach dem Tode) nicht nur die vollständigste Fortdauer des Bewußtseyns von dem, was er bei Leibesleben inne geworden, sondern auch, was in diesem

Leben kaum beachtet wurde, oder sich im Laufe der Jahre wieder verwischt hatte, wird dann wieder hervortreten — den ganzen tiefen Plan seines Erdenlebens wird er überschauen und durchbringen.

Nur durch den Körper ist der Geist unterthan der Zeit, in ihm für sich ist kein vor oder nach, nur in den leiblichen Organen kann sich ein Eindruck verwischen, und somit der Geist, so lang er noch an und in diese gebannt ist, etwas verlieren und vergessen: wenn er sich von diesen befreit hat, wird er Alles wieder finden, was je in ihn gekommen war. — So folgt also eine Fortdauer der Erinnerung auch an das Kleinste dieses Lebens mit Bündigkeit aus unsern Prämissen — vorausgesezt nämlich, daß es überall eine persönliche Fortdauer gebe. — Daß nun aber solche Erinnerung an das Einzelne des Erdenlebens, z. B. an Personen, zu unbedeutend und kindisch für den entbundenen Geist wäre, möchte sich doch als eine Vorstellung ausweisen, welche den Gegenstand nicht in gebührender Tiefe faßt. In ein höheres Bewußtseyn aufgenommen, wird auch das dem Niederen Unbedeutende bedeutend, aus dem Grunde, weil es überall nichts Unbedeutendes giebt, sondern der Schein des Unwichtigen nur aus der Oberflächlichkeit des niedrigeren Bewußtseyns fließt. (Wäre dieses nicht, so müßte Gott die Allwissenheit, als unnützes Wissen von Nichtigem, abgesprochen werden.) Ein höheres Be-

wußtseyn erkennt in der scheinbar unbedeutendsten Erscheinung oder Begebenheit eine Hieroglyphe des Weltgeistes, und die Entzifferung der Hieroglyphenreihe, welche sein Erdenleben bildet, wird die erhabenste Beschäftigung des entbundenen Geistes seyn. — Demnach dürfen wir auch in der Philosophie nicht verloren geben, was uns unsere Religion lehrt, unser Gefühl zu glauben nöthigt, — und die tiefste Wahrheit wohnt dem Worte bei, das der begeisterte Dichter seinen Wallenstein von dem vollendeten Jüngling sprechen läßt:

— — — — — — „sein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet,
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück;" —

oder einfacher der fromme Gellert:

„Dann werd' ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah." —

Ich kehre noch einmal zurück in das Templerhaus am Neckarspiegel. „Unsere Sontheimer sind sehr musikalisch," versicherte Frau Agnes; „Abends ziehen sie immer am Hause auf und ab und singen Quartetten; es ist ein ganz guter Tenor dabei." — Erst hatte Strauß sich beinahe eine Wohnung zu Weinsberg bestellt, in jenem Eckhause, wo der Burgwein zum brausenden Champagner verwandelt wird. Darauf erst miethete er sich zu Sontheim ein. Hier besteht eine Art fromme Gemeinde; der Ortsvorsteher fragte bei der Behörde an, ob man ihn auf-

nehmen dürfe, erhielt aber den Bescheid, man solle sich freuen, daß Sontheim dadurch Bedeutung bekomme, wenn ein berühmter Mann sich daselbst niederlasse; und jezt ist der Hausherr sehr zufrieden mit seinem stillen, geordneten Miethsmann. Noch bleibt Einiges nachzutragen aus den Memorabilien von Sontheim. In der ersten Zeit seines Aufenthalts kamen Bauern zu Strauß; sie hätten gehört, er leihe Geld zu niedrigen Procenten aus wenn man seine Lehre unterschreibe, und darum sehen sie da. Bei der jungen Ehefrau stellte sich ein Mädchen mit dem Ansuchen ein, ihr doch die Bücher von der neuen Lehre zu geben; man habe ihr gesagt, daß hier eine Leihbibliothek sey.

„Wartet nur, ich will ihm schon in's Gewissen donnern; ich reiß' ihn sicher aus den Klauen des Satans!" vermaß sich ein Landmann und Mitglied nachbarlicher Pietistengemeinde, griff getrost zum Wanderstabe. Er langt zu Sontheim an, fragt nach Herrn Strauß und wird an ein kleines Haus im Orte gewiesen, wo ein Jude dieses Namens wohnt. Der Bekehrer, immer in der Meinung dem Theologen gegenüber zu seyn, stellt sich vor den Hebräer hin. „Du Christusläugner!" ruft jener nachdrücklich mit dem Stocke auf den Boden klopfend, eine derbe Bußpredigt, ohne den Juden zu Wort kommen zu lassen. Auf den Lärm eilt sein hübsches junges Weib herbei. „Meint Sie, ich laß' mich durch Ihre schöne Teufelslarv' herumbringen, wie der da!"

schreit ihr der eifrige Gläubige drohend entgegen, überzeugt eine Sängerin vor sich zu sehen. Nun geht dem Israeliten doch die Geduld aus; er wirft vorerst den eindringlichen Stock des ungebetenen Gastes zum Fenster hinaus und diesen nachher selbst auf die Gasse. Der Arme kam schlecht weg mit seinem guten Willen! Erst später klärte sich die verunglückte Mission auf.

Elfen und andere poetische Poltergeister hatten aber dem Gelehrten im nächsten Winter einen Ersatz zugedacht: Es war eine stürmische Februarnacht. Der Wind raste mit Riesenschwingen über das schauernde Gefild. „Heute muß doch etwas ganz Besonderes los gehen," hatte Strauß eben zu seiner Frau gesagt. Da pochte es an die Hausthüre „Licht!" rief eine Männerstimme die Treppe herauf — es war ein bekannter Autographensammler zu Heilbronn, der auch Göthe in Weimar noch besteuert hat — „Licht! — die Bettina steht unten!" — Es war leibhaftig das geniale Kind, mit einer Männerpelzkappe auf dem Haupte, das die Sturmgeister im Vorbeifahren hier abgesezt hatten. Sie kam eben von Frankfurt, augenblicklich ihre Reise nach Stuttgart zu verfolgen.

Diese Häuser an der großen Landstraße — wie geht man bei ihnen in so verschiedener Stimmung, in so wechselnden Verhältnissen vorüber! So rahmen mir zwei Fahrten durch Sontheim, eine der frühsten, und dann die neuste, welche mich jüngst durch das Dörflein brachte,

die Geschichte des jungen Paares ein. Wunderlich wenn man so einzelne Momente aus dem Zusammenhange reißt und selbständig neben einander stellt!

Fünf Jahre mag es her seyn; es war Herbst. Ich fuhr mit Strauß und meinen übrigen Weggenossen durch die winklichen Gassen. Aus allen Häusern guckten Judengesichter; von seinem Freunde, einem Professor der Historie, ward der Doktor nicht wenig darüber geneckt, daß er nach jeder orientalischen Physiognomie, deren es ja auch unter diesem Volke so ausgezeichnete giebt, den Kopf aus dem Wagenfenster streckte. Kannte er wohl schon damals den schönen Typus des Morgenlandes, den er in sein Templerhaus heimführte? „Arabien, mein Heimathland!" —

Nun das zweite und letzte Bild. Ein Sommerabend, Jahr und Tag nach dem Hochzeitsfeste zu Horkheim. Ich neige mich aus dem Wagen — jedes Fenster des Schlößchens ist zu; auch die Altane leer. Durch lichte weiße Schleier schaut das Himmelsauge nach der blumigen Erde. Links auf der smaragdnen Wiese am Flusse, wo sich ein Pfad durch das hohe Gras windet, wandelt eine hohe Frauengestalt; neben ihr die Dienerin, ein Kindlein auf den Armen; voraus springt lustig der Hund. Die Frau wendet den Kopf nach dem rasselnden Wagen: ich erkenne die edlen Züge. Auch das Töchterlein trägt dieselben, sagt man. Georgina heißt sie, und hat am Georgitage das Licht erblickt.

Kaulbachs Atelier *).

Als wollten sie uns dem Sturme entreißen, der eben in unserem Rücken die Fittige zu schütteln begann, flogen die Pferde vorüber am Obelisk, an der Statue des Churfürsten, den Arkaden des Hofgartens, den stolzen Giebelbildern der neuen Königsburg. In der ländlichen Region einer ältern Vorstadt — wenn ich nicht irre „Im Löchle" genannt, unfern dem alten Hofbade, hielten wir vor einem Bretterthore. Ringsum brauste das Gewitter. Wir retteten uns durch den einsamen grünen Garten an ein Gebäude. Gräfin Hermia öffnete die Thüre und fragte: „Sind Sie krank? Stören wir?" — „O nein, ich habe nur ein wenig da geruht, weil das Wetter so schlecht ist, daß ich nicht malen kann," antwortete eine angenehme Stimme mit nördlichem Accente. Wir traten ein. Kaulbach erhob sich von seinem grünen Ruhebette. So hätte Sanzio aussehen können: die feine, überaus edle Kopfform, das seidene, schwarze Haar; so reine hohe Züge, ganz geistig vor-

---

*) München.

nehm; die Gedankenstätte zwischen den Augen — man sieht, da liegt ein Vulkan; tiefe Macht im Blicke, der Begeisterung strahlt. Diese Augen gehen durch und durch. Hermia sagte schon vorher: „Es sind dunkle Sterne — nein, wie dunkle Tropfen fallen sie einem in die Seele.“ — In allen Bewegungen, welche Grazie und Anmuth! Zumal wenn er sich, umwallt vom Burnus, im Gespräche mit der Gräfin auf seinen Malstock lehnte, die stolz und schlank im kornblauen Kleide vor ihm stand, mit noch blauerem Auge, das Goldhaar glatt gescheitelt. Wie süß mochte er hier schlummern der Meister, so mitten unter seinen Gebilden, unter seinen sichtbar gewordenen Götterträumen, die er wie ein Zauberer, gleichsam um sich her und aus sich heraus geträumt und gebannt hat! So entschläft man in einem Wundergarten, betäubt vom geistigen Dufte. Glücklicher Dichter, den seine Poesien so leuchtend umblühen! Ahnend schließt er die Wimper, halb erinnernd, halb erwartend. Seeligkeit des Genies, die Liebe aus sich heraus zu erschaffen! Bist Du hinreichend bezahlt mit allen Prometheusschmerzen?

Diese chaotische Urstätte der Schönheit, wenn ich mich so ausdrücken darf, wie war sie geheimnißreich, voll wunderbarem Reize! Die verschwiegene Einsamkeit im gründämmernden Garten; der Regen, der in Strömen niederrauschte und das Asyl der Kunst, wie eine glückliche Insel, von aller übrigen Menschenwelt schied; der Schöpferhauch ringsum, die weihende Gegen-

wart des Genius; selbst seine Raphaelgestalt — Jegliches vereinte sich zu einem Eindrucke, unbegreiflich fremd und heimathlich, wie alles Ideal. Man fühlte sich dem Alltagseyn, dem drückenden Wahne, um Jahrhunderte entrückt, in einer freien poetischen Wirklichkeit und Wahrheit. Man athmete Schönheit. Es war gleich einer berauschenden Novelle, wie man sie nicht erzählt, nur erlebt.

Kaulbach malte eben an dem lebensgroßen Bildnisse seines sechsjährigen Töchterleins: ein Rosengesichtchen; aus dem Gazellenauge lacht der ganze Kinderhimmel. Die Kleine im Strohhute trägt Erdbeeren in der Hand. Hinter dieser Staffelei schaut ein Frauenkopf vor, kaum begonnen, so viel man gewahren kann, eine regelmäßige, großartige Bildung, vermuthlich des Künstlers Gattin. Unfern davon der Falkonier, welchen jener gerade jezt für den Grafen Raczinsky vollendet. Blonden Flaum am Kinn, halb Minstrel, halb Falkenträger, hat er auf dem Rücken seine alte Geige, und sieht beim Eintreten in das Portal noch so auf gewisse liebe Art zurück, offene Fröhlichkeit in den Zügen. Es ist eine Gestalt aus dem Maximilianszuge, des Meisters Vetter, ein junger Kaulbach. Dort in der Ecke halten auch noch Figuren aus jenem Künstlerspiele Wache. Der Eine, ein bärtiger alter Ritter, wenn ich gut berichtet bin, zuerst für Raczinsky entworfen, gefiel dem Könige von Bayern so gut, daß er ihn zu behalten wünschte. Der Nachbar ist

König Wentzel, für den Römer bestimmt. Viel Wahnsinn und wilde Wunderlichkeit gähren in diesem Kopfe. Von der andern Seite drängt sich ein italienischer Knabe meinem Blicke entgegen, auf dem Hute die Pfauenfeder, den Stock in der Hand.

„Kaulbach reiht sich den alten Venetianern an, Titian u. s. w. im Portrait; immer muß aber noch ein besonderer Gedanke sich einflechten," sagte Hermia, die mich durch das Labyrinth von Staffeleien führte. Wir standen vor einer edlen Männergestalt in schwarzer spanischer Kleidung, wenn ich nicht irre, an eine Säule gelehnt, ein Buch in der Hand; ein ausgezeichnetes Antlitz, geistig, bleich, von Raben=Haar und Bart umflossen. Aus dem Hause im Hintergrunde tritt ein Mädchen mit Erfrischungen. Zu diesem Gemälde ist ein Schüler Kaulbachs gesessen, ein Ungar aus vornehmer Familie, sehr reich und schon jezt in seinem Vaterlande als Landschaftmaler geschäzt. „Da haben die Leute diesen Mann für Tasso gehalten; ich dachte nicht an ihn. Hier habe ich den Torquato gemalt," sagte der Meister, indem er ein Brustbild, den Dichter des befreiten Jerusalems darstellend, vor uns hinschob. Jener Kopf des ungarischen Edelmanns kommt noch einmal vor, sein angefangenes Conterfei, und hier tritt der dämonische Zug weit mehr heraus, die vampyrartige Schönheit, wenn ich so sagen darf.

An der Wand längs dem grünen Ruhebette fand ich

die Skizzen wieder, jene erschütternden Gedichte: das Irrenhaus; die Gefängnißpredigt. Der Entwurf zur Löwenschlacht war aufgestellt. Lang fesselte mich ein größerer Umriß der Hunnenschlacht. Wer kennt sie nicht, diese titanenhafte Erfindung? Die Seele, wenn auch vom Leibe befreit, bleibt doch Sklavin ihrer Leidenschaft, in den alten Wahnsinnwirbeln umhergepeitscht: so brennt Jeder in Haß und Liebe in seinem eignen Fegefeuer. Wüthend kämpfen die Schatten fort den heißen Krieg. Attila, von Geistern auf dem Schilde getragen — man sieht und hört ihn durch die Luft sausen, den grimmen König. In ihm allein noch ist Muth, ringsum die Verzweiflung. Auf der andern Seite aber, wo sie das Kreuz tragen, die Zuversicht. Je näher der Erde, je schwächer die Nebelheere; erst im Höherschweben zu dem Wolkenkreise — Dunst zu Dunst — kommt ihnen alle Kraft wieder und wilde Kühnheit, aller Sturm. Graut Dir nicht, Seele, vor diesem unbekannten Ringen? Werden auch wir einst so fechten müssen fort und fort sonder Rast, Gespenster unserer Sünden? Schatten um Schatten — Nichts im Nichts: so ist jeder irdische Kampf der Leidenschaften.

Jetzt erst ließ mich die Gräfin in des Saales Mitte treten zu dem mächtigen Carton, auf welchem die Zerstörung von Jerusalem eben entstand. Eine kleine Skizze, nach welcher der Meister arbeitete, erleichterte mir den Ueberblick: der rauchende Tempel. In der Mitte der

Scene, am Altare, auf welchem Roma's Adler gepflanzt sind, der Hohepriester, schwingend über sich und die Seinen das Todesschwert. Rings um ihn liegen mit zerbrochenen Harfen todt oder sterbend die Leviten. Im Vorgrunde auf der Einen Seite die auswandernde Christenfamilie, von Engeln beschirmt, von armen Kindern beweint; auf der andern der fliehende Ahasverus, von Dämonen gejagt. In der Mitte des Bildes Engel mit dem Flammenschwerte. Noch höher, in Wolken, die Propheten Jesaias, Jeremias, Hesekiel und Daniel, wie Richter die Bücher erhebend, in denen sie dies Schicksal weissagten. „Bei diesen größeren Werken," sagte Hermia, „ist besonders die Masse und Gewalt der Gedanken vorherrschend und staunenswerth. Man sieht, der Künstler muß den Reichthum noch zurückdrängen, noch viel in der Phantasie behalten. Das lebt und webt, ein Gewühl, ordentlich als wäre noch viel selbst hinter der Leinwand. Welch ein Genius: in solchem Grade die Composition und die Korrektheit der Zeichnung zu vereinen — und nun zu all dem die ganze Magie des Kolorits!" —

Ueber einer der Thüren hing ein Gemälde: Faust und Wagner auf dem Felde. Faust — man meint in ihm Kaulbach selbst zu erkennen — spricht in Begeisterung gegen die Abendlandschaft hin. „Sie hätten es wohl nicht errathen," sagte er; „der Pudel fehlt zu dieser Scene." — Jene Studien nicht zu vergessen,

welche die Ecken der Ateliers tapeziren, und gleichsam ihren Comfort, ihren Witz ausmachen: hier zwei Frauenköpfe, Römerinnen, jung und alt. Dort ein Arm voll Wahrheit, ganz Natur, überraschend. Dann das Conterfei von Kaulbachs Bruder, einem jungen Bildhauer; er trägt Brillen; in den Linien ist wohl etwas Verwandtschaftliches. Was soll das heulende Gesicht nebenan? Es grinst uns mit bekannten Zügen entgegen. Wilhelm Kaulbach warf hier auf die originellste Art sein Portrait hin: tiefe Ironie liegt in dieser Fratze von seinem eignen Selbst, seinem schmerzzerrissenen Innern, das aus der Verzerrung herausschreit und sich selbst verhöhnt. Man denkt dabei, der Meister wollte einmal sagen: „seht, so sollte ich aussehen, so sieht es in mir aus." Und so dürften wohl beinahe Alle aussehen, wenn man ihre wahrhaften und ächtesten Bildnisse malen wollte. Das Uebrige ist sehr oft nur eine höfliche Grimasse, die wir uns und Andern und dem Leben schneiden. Jeder sollte sein Gesicht so in effigie bei sich führen, das würde ihn wahr und demüthig machen, vor Allem mitleidig, für sich und Andere. Wenn wir uns ein Album pflanzten mit solchen Freundesköpfen — wir würden bessere Brüder sehn und die Hoffart schwinden lassen. Darum wollte der Meister gewiß sagen: „Wir sind Alle erbärmliche Narren; seht, ich gehe Euch mit dem guten Beispiele voran; ich zeige mich Euch in meiner rechten Gestalt." — Es giebt Tage, wo wir, aller Dressur zum

Trotze, geradezu hinausschreien möchten, und wo es uns ordentlich retten könnte, eine solche Fratze zu grinsen. So bricht die Natur doch immer durch und schlägt der Civilisation ein Schnippchen. An einem solchen Tage griff sicher der Meister zum Pinsel und schnitt dies heulende Gesicht. Wie wohl muß es ihm gethan haben! Und eben darum, weil es aus den innersten Seelentiefen, dem wahrsten Leben gequollen, ist's auch so ergreifend poetisch. Wir harren im dumpfen Instinkt, bis uns der Geniale, Berufene, das rechte weckende Wort sagt.

Unwillkürlich mußte ich mit dieser Karrikatur des Meisters Angesicht vergleichen. Der lang herabhängende Schnurrbart verbirgt nicht ganz einen bittern Zug am Munde. Wie Sonnenstrahlen aus Gewölk brechen aber goldene Momente der Güte vor. Der Künstler hat gewiß von der Menschen Liebe, Bewunderung, Haß und Neiden viel Leid erfahren. Auch Unzufriedenheit nagt vielleicht an der Seele, die kolossalen Schöpfungen nie so vollendet, wie er sie gezeugt, der Welt geben zu können, volle Würdigung zu finden. Und nährt sich nicht die Geistesflamme selbst vom Marke des Lebens, zuletzt die Opferschaale verzehrend, in welcher die Hehre brennt? Der Körper ist ein Kerker dem ringenden Genius, der ihn meist früh oder spät gewaltsam sprengt. Daß Kaulbach so schwer, selten oder nie zur Ausführung kommt, sieht überhaupt zuweilen wie Apathie an ihm aus; viel

leicht ist's nur Unsicherheit, Zaudern, weil dieser Adlergeist zu gewaltige Ideale gebiert, um seinen Riesengedanken die genügende Form geben zu können. Seine Begeisterungen sind vielleicht zu übermächtig, ungebändigt. Wenn es ihn ergreift, dann muß er auch arbeiten und seine Gedichte hinwerfen, und hat nicht Ruhe bis er sie ausgeathmet diese innere drängende Fülle. So entstehen seine Entwürfe unglaublich schnell. Darauf aber ist er gleichsam wie von dem zu gewaltigen Sturme erschöpft.

Ich fand Zeit Betrachtungen anzustellen, während Kaulbach mit Hermia plauderte, die ihm Manches zu bestellen hatte von Graf Raczinsky, dem gemeinschaftlichen Freunde, der eben sein Werk über neuere Kunst in Deutschland beendet. Das Gespräch kam auf eine Soirée, in der sich jene Beiden getroffen hatten. „Ich bin wieder auf lang abgeschreckt," sagte der Meister; „wie eine Nachteule kam ich mir unter ihnen vor. Ich kann das nicht: zusammensetzen und ohne besondere Anknüpfungspunkte, bloß in's Blaue hinein über Kunst u. s. w. sprechen. Ich habe keine Fertigkeit darin; ich ziehe vor, wenn man musizirt oder etwas liest." Ueberhaupt gesteht Kaulbach schlicht und unbefangen, wenn von Wissenschaft u. s. w. die Rede ist: „davon weiß ich nichts, das kenne ich nicht:" Es ist schön und rührend — er läßt nur das Genie in sich wirken. „Graf ** will mir Kaulbach in mein Album malen, erzählte mir

Hermia auf dem Heimwege; „ein Engel wird ihm den Pinsel reichen, Mephisto die Farben reiben." —

Diese Stunden dufteten mir noch lang durch die Seele, wie ferner Rosenduft. Wochen vergingen. Es rief und rief mich in jene Räume zurück. Aber ich wollte diese nicht zu der Zeit besuchen, wo Kaulbach seine Thüre der Menge öffnet. Da kam Antonina aus ihrem fernen Thale. Graf Willibald erbot sich zum Cicerone. Wir fuhren wieder an den stillen grünen Garten. Der Meister hat Recht, wenn er seine Arbeitstätte so abgelegen als möglich wählt, fern von dem Wohnhause der Familie, fern vom lärmenden Werktag und den rohen Lebensforderungen. Nichts Gemeines begleite den Künstler über die Schwelle. Jenseits derselben ist nur die Schönheit seine Geliebte, seine Braut. Ihr gehöre er allein und aus ihrem heiligen Banne weiche Alles zurück, was die Begeisterung lähmt. Das Reich äußerer Erscheinung steht in beständig reger Wechselwirkung mit dem Geiste. Es empfängt seine Gesetze, aber dieser, der Ueberwinder, weiß sich doch auch wiederum nicht frei zu erhalten vom Einflusse des Besiegten. Es sind die geheimen Regeln des Schönen, welche überall gebieten, voll räthselhafter Wahlverwandschaft. Welche Macht üben Klang, Duft und Farbe auf den innern Menschen! Ein Lied magnetisirt uns, ruft willkürlich Sehnsucht, Weh oder Freudigkeit in's Herz, zaubert vergangene Tage zurück, dämmernde Bilder. Eine Blume, die un-

ser Stübchen würzt — vermag sie nicht die Gedanken in entgegengesezte Bahnen zu lenken? Eine Gardine, bunte Scheiben, die den Sonnenstrahl mildern, beherrschen ja unsere Stimmung. Wie erweckend eine gewölbte Decke oder ein spitzer Fensterbogen, oder nur grünes Laub, das sich aus dunklen Steinen drängt! Wie beflügelt schreitet der Fuß über antiken Marmor, wie hebt sich die Stirn voll edler und kühner Gedanken! Im gothischen Säulenwalde, wie andächtig schlägt die Brust, wie ernst blickt das Auge! Bin ich noch dieselbe hier und dort? Auf Bergen, fühl' ich mich nicht frei und neugeboren? Und vom hohen Thurme, wenn ich niederschaue auf den städtischen Ameisenhaufen — wie leicht ist mir, wie blieb Alles weit zurück was die Seele beengt, und wie verwunderlich und klein dünken ihr nun Armseligkeiten, die da unten im Staube quälen! — Die Wichtigkeit der Umgebung auf Menschenbildung kann nie hoch genug angeschlagen werden. Darum ist der Kultus der Schönheit unentbehrlich für die Humanität, und eines ihrer höchsten Lebensbedürfnisse —: die Kunst.

Es giebt Seelen, deren Element Schönheit ist, die dursten, sich in ihr zu baden, in sie zu versinken. Seelen, ursprüngliche möchte ich sie nennen, freudige, Sonnenseelen, die ihre himmlische Wiege nicht vergessen haben. Selbstbewußtere Seelen, so empfänglich für den Rhythmus der Schönheit, daß sie gefoltert werden von dem Ungeschmacke, der Garstigkeit, welche das Philister-

thum in die Welt brachte und täglich bringt. Das Philisterthum, das sind die armen verstümmelten Seelchen, die nicht anders können, nicht anders wissen. Ich sehe sie so vergnügt, so befriedigt — aber ich habe sie noch nie beneidet. Wenn ich nicht gerade allzuzornig über sie bin, kommt mich ein unaussprechliches Mitleid an: sie sind so verkürzt — eben weil sie es gar nicht ahnen. Ach! ihre Gartenhäuser und Zäune vor Allem, ihre Anlagen und sonstigen Denkmale — ist's nicht herzbrechend, wenn man sie so glücklich sieht über einen grünen Anstrich, ein chinesisches Dach u. d. m.! Alles, was sie ersinnen und erstreben, alles, womit sie die Welt verpfuschen — gestickte Blumen und Kirchengängerin, gemalte Wappen und Ritterweiber, Clavierbariationen und Arien, ästhetische Floskeln und Mondscheinverse, der ganze leidige Dilettantismus, — alles ist ja nur ein vergeblicher Wunsch nach Schönheit, also ein weiteres Zeugniß für diese selbst, aber ein negatives. Was uns mißfällt ist nichts als — ein unglücklicher guter Wille, an dem wir und sie meist sterben, denn ach! ihr naives Selbstvertrauen bringt uns um. Glückliche Griechen, deren Sinn und Sinne solche Marter nicht kannten, und die überall nur Schönheit athmen konnten, keinen Trunk aus unedler Vase schöpften, denen selbst die niedere Alltäglichkeit nur in vergeistigter Form sich nahte, lächelnde Kinder, die ohne Ruthe gezogen werden! —

Jene barbarische Garstigkeit, welche uns geißelt, ist nur das gemeine Häßliche, das meist will schön seyn. Es giebt auch einen Graus der Schönheit, den wir ja mit Sehnsucht in der Natur aufsuchen. Wenn wir ganz in ihr leben könnten, die reine Schönheit ist, bedürften wir ihrer Spiegelung, der Kunst weniger, obschon Kunst auch der Genius der Natur ist. Das bleiben unsere schlimmsten Tage, wo wir ermüden, wo wir verzweifeln, daß sich die Schönheit uns offenbare, wo wir innerlich der Philisterei weichen. Wenn wir immer das paradiesische Wehen heiliger Begeisterung fühlen könnten, dann würde es uns gelingen, das Ideal im Geiste ungestört zu besitzen. Aber oft durchströmt uns die Leidenschaft der Schönheit. Wir begehren die Schönheit zu sehr im Detail, statt sie mehr im Großen, Allgemeinen, mehr in ihrer vollen Harmonie zu suchen. Rausch und Leidenschaft der Schönheit — wie entzückend und wie gefährlich! —

Umringt von häßlichen Linien könnte ich nimmer glücklich seyn, so wie mitten unter reiner Gestaltung nie verzweifeln. Ich kann nicht häßliche Menschen lieben, ich kann ihnen nicht vertrauen. Nicht wie Viele meinen, meine ich schön und häßlich, denn das Ungeistigschöne ist nur Garstiges, was schön seyn will, durch den trübsten Schleier aber vermag ein Strahl höherer Schöne zu brechen. Darum giebt es auch eine Schönheit, die nicht altert. Mein Trost ist's, mein einziger Stolz: nie

und nirgend ließ mich Schönheit ungerührt! — In bittern wie in goldnen Tagen hab' ich's erfahren: Schönheit zu sehen ist an und für sich ein Glück; Schönheit zu missen, nicht zu erlangen, an und für sich ein Leiden. Unser Mangel, unsere Schwäche bleibt's jedoch — wenn das Ideal uns nicht immer nah ist im Geiste.

Wie lieb' ich sie diese Werkstätten des Genius, diese lautlosen Ateliers, in denen sich manches Leben und mancher Kunstroman abspinnt! Die Luft ist hier gleichsam beseelt, Sylphen umschmeicheln uns. Nirgend wie hier haben vollendete Gebilde solchen Frühlingschmelz; gleich frischgefallenem Morgenthau glänzt's noch in den duftigen Blütenkronen. Und dann das Geheimniß des Schaffens, der ahnungsvolle Reiz, welcher das Werden umfließt. Die Hoffnung, die Erwartung. Alles ist Zukunft und keine Schranke fesselt die Phantasie. „Das Kind ist glücklicher vor als nach dem Christabend," pflegt mir ein Freund zu sagen; „kein Kind sollte den Christabend überleben!" — Sind die vorbereitenden Momente nicht überall die reichsten, feierlichsten? Das Skizzenhafte läßt dem Gedanken so viel Freiheit zu errathen, zu ergänzen. So wirkt auch — ohne einen Vergleich machen zu wollen — im Theater der volle Glanz der Scenerie nicht mit solchem Zauber auf mich, als bei Tag die dunkle staubige Bühne mit ihrer ganzen grotesken Umgebung, hochoben mit dem Labyrinthe von Seilen und Balken, nur hie und da durch Ritzen von einem

Tagstrahle grell beleuchtet. Da ist gut Wetter für Humor und Traum.

Heute standen die Gemälde ganz anders umher. Der kleine Italiener hatte sich Kaulbachs Töchterlein zur Seite gestellt. Ist's Einem doch oft, als müßten beim stillen Weben vom Mondlichte, die Gestalten den Staffeleien entgleiten, Eins das Andere heimsuchend, oder Alle sich vereinend zum Reigen. Es giebt auch Menschen, mit denen es mich gemahnt, wenn sie in ein Atelier treten, als komme Bild zu Bild, als kommen neue Gedichte des Meisters zu seinen andern Liedern in Farben. So geschah mir mit Willibald und Antonina. Sie, im schwarzen Gewande, blond, weiß, hochgewachsen und doch ein Kindergesichtchen mit runden Wangen, Rosenmund und Vergißmeinnichtaugen. Er, wie ein Spanier, südliches Colorit, dunkler Lockenkopf, buntes Seidentuch um den Hals geknüpft, im Auge, das schwarze Bogen stolz umwölben, Geist und Schwärmerei; so feine, so edle Züge, daß man sie erst unter Werken alter Maler würdigen konnte. Denn in der Pinakothek, wo fast alle Besucher häßlich werden, schien mir der Kopf unseres jungen Dichters nur aus einem Rahmen getreten, und hier im Atelier dachte ich: „Wenn ihn Kaulbach doch malte, es sey als Minnesänger oder Maurenritter!“ — Des Meisters Blick ruhte freundlich auf den zwei Blumengestalten. O das Angesicht des Mannes von Genie ist eine Sonne! —

Kaulbach führte uns durch die Thüre, über welcher Faust und sein Famulus hängen, in ein Seitengemach vor den fast vollendeten Anakreon. „Er liest seiner Geliebten vor," sagte der Künstler. Sanft hingegossen schmiegt sich die Rosenbekränzte — nirgend oder hier ist der Blumenkönigin Stätte — an den Dichter. Seine Seele weilt noch im Buche. Ich weiß nicht, ob der Gegenstand eine höhergeistige Auffassung zugelassen hätte, die man wohl vermißt — reizend ist das Bild. Später hörte ich, daß jener mahgarische Schüler es um hohen Preis an sich gebracht.

Auf den Flügelthüren, die in ein angränzendes Cabinet führten, mit Divans an den Wänden, bemerkte ich, keck und leicht hingeworfen, rechts ein kleines Mädchen mit einer Rose, links einen Knaben mit einem Schmetterlingnetze. Der Meister, gleichsam als liebenswürdiger Hausherr, trug uns Alles zu, wie Kindern, die man erfreuen will. Auch zwei Mappen, wovon die eine zierlich gestickt. Nebst vielen andern Zeichnungen, fiel uns ein kleiner Momus in die Hand: Scenen aus Faust. Besonders ergözten Blätter zu einer Prachtausgabe von Reineke Fuchs, voll genialem Humor. Z. B. die Höflinge unter den Thieren; zumal der Hund; dann der Ochse: welche schmachtende Dummheit in diesen Augen, während er zungenleckend seine Huldigung bringt! Ferner Heuchelei und falsche Demuth — das Schwein mit der Tonsur, u. s. w.

„Wenn ich Ihnen nur auch mehr zeigen könnte!" wiederholte Kaulbach gar hold und freundlich. Seine Nähe, seine Herablassung, möchte ich es nennen, hat etwas Hinreißendes. Es ist ein Element geistiger Schöne, das ihn umwallt, von ihm ausströmt. Ein geistiges Königthum. Welche Hoheit in diesem Auge! Er bannt damit. Der Blick des Genius hat sicher magnetische Gewalt — das erzählen uns ja schon die Alten. Auf all diesen Gesichtern thront eine gewisse Stille, giebt sich eigenthümliche Concentrirung kund. Im Style von Kaulbachs Kopf ist ein Gemisch vom Ritter, Heiligen und Erzengel.

So fühlt man sich hier in des Meisters Reich wie in einer ganz andern Welt, wie in einer bezaubernden Dichtung und lang folgt uns der Nachhall dieser süßen und feierlichen Accorde in's lärmende Treiben. Wir sollten das nur zu bald erfahren, denn der Wagen hielt am Eingange — wegen des Regens hatte ihn Kaulbach durch den Garten kommen lassen. Der Künstler begleitete uns, steckte den Kopf noch einmal heraus, nickte lächelnd, wir winkten — da warf der Diener die Wagenthüre zu, in wenig Minuten rollten wir auf dem Pflaster. War es uns doch, als wie aus einem Feenreiche plötzlich in das Marktgewühl verhext. Es ist etwas Außerordentliches in diesem Atelier: die idealen Gebilde des Künstlers — und über allen steht doch noch er selbst. Wer dies Atelier kennt, wer Wilhelm Kaul-

bach kennt, wird mich verstehen und nicht der Exaltation zeihen. Auch in Antonina und dem Grafen tönte mir ein melodisches Echo meiner eigenen Stimmung zurück. Antonina und ich, wir wärmen uns oft in winterlichen Stunden an dieser Sommertagserinnerung. Willibald aber ging mehrere Monate nachher in die Heimath aller Ideale ein. Wenn wir auch sein schönes Daseyn nicht verschmerzen können, das so jung war an Hoffnungen, muß uns doch für ihn wohl thun, wie nun sein Ahnen, sein Wünschen gestillt, ihm Frieden und Erfüllung geworden, die hienieden sein sehnender Geist nimmer gefunden hätte. Er ist mit allen seinen Kränzen schlafen gegangen und die Stürme erreichen ihn nicht mehr.

Zum drittenmale in Kaulbachs Atelier zu gehen, erwartete ich seinen Liebling, Willibalds ritterlichen Bruder, ein biederes deutsches Herz und Schwerdt. Der Meister arbeitete an seinem Jerusalem als wir eintraten. Er hatte eben geraucht und legte die kleine Pfeife weg uns zu begrüßen. Er sah heute leidend aus. „Ich will jezt an diesem Karton fortmachen,“ sagte er, „und freue mich auf das Ausführen und Malen.“ — Er zeichnete grade an der Gruppe von darbenden Frauen. „Ich muß wieder zu den Hungrigen,“ entschuldigte er sich; „sie sehen mir ein wenig gar zu arg aus, und sie dürfen wohl hungrig aussehen, aber doch nicht krank.“ — Wie leuchtete sein Auge, wie tiefdenkend war der Blick des Künstlers, wenn er so oben stand auf dem Trepp-

chen und mit stäter Hand die Kreide führte! Ein weißes Brötlein unter Glas stand neben ihm. Oft kam er wieder zu uns herab, betrachtete sein Werk und plauderte mit uns. Man sah, die frische, treue Natur in Graf Theodor that dem Meister wohl. „Der Hohepriester hat mir viel zu schaffen gemacht," sprach er. „Ich konnte lang das Rechte nicht finden; endlich rückte ich die Hüfte mehr hinaus, und da stand er gleich kräftiger." — Auf der kleinern Skizze, nach welcher Kaulbach den Carton entwarf, zeigte sich das Antlitz des Hohenpriesters nicht im Profil. „Sehen Sie," fuhr der Meister fort, „diese drei, aus Angst festgewurzelt, umschlingen sich hier auf der kleinern Skizze viel loser. Die Eine Mutter unter den Hungernden, die ihr Kind hält, hab' ich auch gemildert, weniger grinsend gemacht." — Theodor wies über dieser Gruppe auch einen Mann mit gesenktem Antlitz. „Das freut mich, daß Sie den bemerken," entgegnete Kaulbach; „er ist noch Niemand aufgefallen, und ich thue mir viel zu gut auf das Gesicht, wegen der Verkürzung." —

So gingen wir alle Momente dieser ungeheuren Tragödie durch, welche der Graf im Einzelnen und Ganzen mit warmer Liebe erfaßt hatte: das junge Mädchen, uns den Rücken bietend, das vor dem Reiter hülfeflehend kniet — wie weich und reizend die Gestalt! Auch die Schönheit durfte nicht fehlen mitten im Grause. Hier die Leiche, welche verhüllt zu des Priesters Füßen

liegt — wie schauerlich, die starren Züge durch das Tuch hindurch errathen! Da, im Vorgrunde die Verzweifelnden, sich die Haare raufend. Dort die drei flehenden Kindlein vor der Christenfamilie, welche davon zieht. „Das Mittlere ist mehr ein kleiner trotziger Junge, der schreit," sagte Kaulbach; „ich mußte das so machen wegen des Contrastes." — Auf der andern Seite die Dämonen, welche hinter Ahasver herjagen, und von denen einer ihm noch einen Tritt auf den Kopf giebt. „Auf diese Gruppe freu' ich mich!" rief Kaulbach, und das war sehr karakteristisch. — Er winkte den Grafen näher zum Carton her und fragte ihn über das Pferd des Römers. Der kundige junge Cavallerist ließ sich das nicht zweimal sagen, rieth schärfere Linien an den Beinen u. s. w. Es war hübsch, wie sich das dunkle Haupt des Meisters niederbeugte zur schlanken Gestalt des blauäugigen, blondgelockten Germanen.

„Grüßen Sie die Alhambra und die schönen Spanierinnen," sagte Kaulbach, als wir schieden, zu Theodor, der sich eben zu einer Wanderung jenseits der Pyrenäen bereitete. Und zu mir: „Geben Sie mir noch einmal die Hand . . . . . Ich habe Ihnen dreimal mein Atelier geöffnet — also drei Handschläge!" — Noch einmal sah ich ihn vor meiner Abreise. In den Sälen der Pinakothek. Still und leuchtend wandelte er unter den Gebilden umher. Es war als wenn ein Schimmer seine Haare umflösse. Es war zwischen dem Künstler

und den Gemälden, als ginge ein Grüßen hin und her, stumm und doch vielberedt. Aug' und Stirne, das ganze Gesicht lächelte, mehr noch als der Mund. Der Genius athmete Heimathluft. Oder war es der Geist von einem jener unsterblichen Meister, der aus verklärtem Frieden noch einmal wiederkehrte zur Stätte der Liebe und Schmerzen? Ich mochte mich in diesem Momente nicht nahen, nicht stören die Künstlerweihe.

In mein Merkbuch hatte mir Kaulbach, so ganz für sich als Motto, mit seinem sichern feinen Stifte Platens Zeilen geschrieben:

„Was ich soll? Wer löſ't mir je die Frage?
Was ich kann? Wer gönnt mir den Versuch?
Was ich muß? Vermag ich's ohne Klage?
So viel Arbeit um ein Leichentuch!" —

Magneta's Seelenmährchen.

Der ersten Wärterin, der treuen Kindheit lag Alma im Arme; Kindheit mit lichtgelocktem Haare und hellen Krystallaugen lächelte über die Kleine gebeugt anmuthig und sang ihre weltalten Mährchen und Lieder, daß Alma davon einschlief und wundersam träumte. Wenn sie genug geschlummert hatte, führte sie Kindheit hinaus unter den blauen Himmel, die ziehenden Wolken an Stromesufer und auf Waldeshöhen: da fiel Alma der schönen Gegenwart jubelnd um den Hals und beide liebkos'ten sich. Kindheit sah freundlich zu; dann begann sie ihr bestes Spiel, und aus den langen Haaren der Zukunft, die schlummernd vor ihnen unter Baumesschatten ruhte, spann sie glänzende Goldfäden, an denen sich Alma ergötzte; mitunter schimmerte zwischen dem Golde wohl auch ein Krystallfaden — ein Thränenstrahl — nach dem haschte der Pflegling dann besonders hastig und schmückte sich altklug damit. Auch an Gespielen ließ es Kindheit nicht fehlen: da war kein Waldblümchen, das nicht freundliche Worte zu Alma sprach; kein Käferchen,

das nicht schöne Geschichten zu erzählen wußte; sie plauderte mit dem Bächlein, horchte, wie die Bäume zusammen flüsterten und betete mit den Vögeln, wenn diese ihre kleinen Morgen- und Abend-Lieder anstimmten. Es kamen auch viele Kinder zu Alma, spielten mit ihr und halfen ihr kleines Gärtchen bestellen. Wie sie säeten und pflanzten im heitern Spiele! Jedes Kind hatte ein Beet zu versorgen und über Alles wachte Kindheit ordnend und harmlos. Es sah aber auch zierlich und lieb aus in dem kleinen Garten und wie die Kinder darin gruben und arbeiteten. Da waren etliche kleine Mägdlein still geschäftig: sie hegten Himmelsröschen, Himmelsschlüsselchen, Gottesaug und Gottesgnad; und daneben blühten Engelsüß, Liebstöckel und Herzensfreud, ein lustiges Knäblein säete wilden Wohlgemuth und Steinbrech (das Kräutlein Eigensinn) — und Honiggras, Schlafwurz und das leichtsinnige Hasenpfötchen fehlten nicht neben dem bunten Sommerthürlein der Erwartung, das überall neugierig vorguckte. —

Unter den vielen Kindern, welche zu Alma kamen, war auch Eines, das war bleich und scheu; Alma hing besonders an diesem Kinde, wußte aber nicht, woher es kam und wohin es ging und fragte auch nicht danach. Wenn sie mit andern scherzte und jubelte, dann lief das bleiche gleich fort — den Lärm konnte es nicht leiden — doch wenn es einsam war um Alma, da kam die Kleine bald, spielte mit ihr, lehrte ihr Liedchen, oder flüsterte

ihr auch allerlei heimliche Laute zu, die Alma zwar nie verstand, aber dennoch gern vernahm. —

So vergingen Jahre; Kindheit war stets gleich freundlich, die Gespielen immer da und das Kränzchen immer frisch, das sie jeden Tag für Alma aus allen Blumen und Kräutern des Gärtleins flochten und ihr in die Locken schlangen. —

Da kam aber die Zeit des Scheidens. Kindheit mußte fort — sie hatte andere Pflichten zu übernehmen. Beiden wurde die Trennung schwer: Alma wollte nicht lassen von Kindheit, und Kindheit kannte ihren Pflegling und es war ihr bang um ihn. Doch als Jugend laut an die Pforte pochte, Einlaß begehrte und dann ungestüm hereinflog — da konnte Kindheit nur noch einen leichten Kuß auf Alma's Stirne drücken und wehmüthig schlich sie davon. —

Alma hatte keine Zeit, über den Wechsel nachzudenken: Jugend lachte ihr muthwillig ins Gesicht und sagte: „Du Arme! wie bist du verkürzt. — Aber gräme dich nicht; noch kann Alles nachgeholt werden — laß mich nur gewähren. Erst soll dein Garten daran; du wirst doch wenigstens die kümmerlichen Kräutlein genau kennen, welche darin stehen, und Alles von ihnen wissen?" Und Alma mußte beschämt gestehen: sie wußte nicht mehr von ihnen, als die Namen, welche ihr die Gespielen und Kindheit genannt, aber lieb seyen sie ihr alle gar sehr, und dabei griff sie nach dem Kranze, den sie

noch im Haar trug, und ahnte nicht, wie die guten Blumen schon trauernd und welk die Häupter senkten. Jugend lächelte mitleidig und begann das Gärtchen zu mustern. Da war viel zu tadeln; rasch schickte sie sich an, umzubauen; dabei erklärte sie hie und da den Werth oder Unwerth der Blumen. „Liebstöckel ist arm und klein, sagte sie — das muß fort; dafür pflanzen wir Brennendelieb. Und was sollen uns Himmelsröschen und Himmelsschlüsselchen, die unnütze Einfalt, das dumme Zeug?! Adonisrose, Venuswagen und Königskerze werden da viel hübscher stehen. Daneben — wo jetzt wilder Wohlgemuth wächst .— pflanzen wir Goldhaar, Fraunschühlein und Fingerhut; dazwischen darf Schneetröpflein, (die kleine Sprödigkeit) nimmer fehlen, und statt Hasenpfötchen und Steinbrech, setzen wir die Flatterrose und den muthigen Sturmhut. Scharlach-Kraut und Rühr-mich-nicht-an soll aber jedes Beet umgeben. — Außer den Blumen, die ich dir da nenne, wirst du noch viele bunte und schöne erblühen sehen, wenn du mich nur walten läßt." So wählte und verwarf Jugend; Alma ließ es willenlos geschehen: sie hing mit entzückter Bewunderung an den großen Feueraugen der Herrlichen und bemerkte es nicht einmal, wie ganze Beete plötzlich in üppigen Blüthen dastanden, die bis jezt im dichtverschlossenen Keime unbeachtet geschlummert hatten: ein ganzer Tulpenflor von Eitelkeiten war aufgegangen. Jugend lächelte bei dem bunten Anblick, nannte jedoch

die Blumen nicht bei ihren wahren Namen, sondern wußte lauter angenehme, wohlklingende für sie. — Um noch mehr Platz zu gewinnen, schickte sich eben Jugend an, auch die lieben Blümlein Gottesaug und Gottesgnad auszuraufen; doch da zuckte es schmerzlich durch Almas ganzes Wesen und mit Thränen bat sie: „O nimm mir diese nicht!“ Jugend meinte: „Was nützen sie dir? Ich will dafür die gelbe Kaiserkrone hinpflanzen — das ist Wissen“ — Aber Alma flehte nochmals: „Nimm mir die Blumen nicht! — Und Jugend ließ einige Knöspchen stehen. Nicht weit davon, da wo früher lieb Engelsüß gestanden, entfalteten sich jetzt Lilien rein und zart, in ihrer Mitte glühten liebliche Rosen. —

Fortan räumte Alma der schönen Jugend alle Macht und Gewalt ein und ergab sich völlig ihrer Führung. — Jugend fand es unverzeihlich, daß Kindheit nicht selbst mehr in Alma's Gärtlein gepflanzt und Alles nur des Himmels Thau, Regen und Sonnenschein überlassen habe, und der Sorge der hergelaufenen Kinder. Jene und Alma kamen sich sehr ernsthaft vor in ihren Geschäften, und wenn Jugend vollends ihre feurige Freundin herbeirief, die hochfliegende Phantasie — dann meinten diese drei: größern Ernst könne das Leben nimmer bergen und fassen, als sie jezt zusammen verhandelten.

Nach und nach mußten so immer größere Verwandlungen mit Alma und ihrem Leben vorgehen: die früheren Gespielen wollten zwar Anfangs noch manchmal

kommen, aber Alma hatte die Sprache der Lieblichen bald verlernt, und wußte nicht mehr wie sonst mit ihnen zu verkehren; ja sie mochte sogar in ihrer Verblendung denken, sie sei nun zu gut, zu groß geworden für solchen Umgang. Da blieben die Kindlein aus und Bäume, Bach, Blumen und Vögel verstummten für sie. Nur das bleiche Kind kam nach wie vor, und sogar bald weit öfter als früher, da Jugend es zu kennen schien, es Doloris nannte, oft glühend in die Arme schloß, aber auch wieder in andern Augenblicken verhöhnte und versagte. — Immer neue, immer wechselnde Gestalten wußte Jugend in Almas Nähe zu locken, und ließ sich auch keine festhalten, war Alma doch gefesselt von den reizenden Bildern, und hatte keine Zeit, an Vergangenes zu denken. Manchmal geschah es wohl, daß Doloris ein Lied anstimmte aus früheren Tagen; dann glaubte Alma die gute Kindheit weit in der Ferne singen zu hören; aber es vermochte nicht das Mädchen aus der Betäubung zu wecken und machte ihr nur weh. Ahnend klagte sie dann zuweilen: „Mich däucht, mein Wesen ist leer und leicht geworden und die Augen brennen mir von den vielen bunten Farben und Bildern." Indessen Jugend tröstete schnell und schön und sagte: „Werde nur erst recht leicht, damit wir zusammen fliegen lernen — fliegen mit mir, wär' das nicht prächtig?!"

„Phantasie soll es uns lehren. Die Menschen glauben zwar oft, ich hätte Flügel, doch sie täuschen sich:

wenn ich so durch die Lüfte fortziehe, da trägt mich die Zeit, die Unscheinbare, in ihren sicheren Armen — die sehen dann die Menschen nicht, weil sie nur Augen für mich haben; erst wenn ich geschieden bin, wird Zeit ihnen lieb und werth, doch auch dann wollen sie nicht glauben, daß sie es ist, die so rasch fliegt und jezt das schwerfällige Alter ebensoleicht trägt, wie einst mich, sie schelten im Gegentheil auf die graue Gebückte und sagen: „Unsere liebe Zeit wird uns geraubt vom Alter; das entführt sie uns und schwingt sich brausend mit ihr auf zu düstern Wolken.“ — Solchen Reden horcht Alma gern und freut sich, wenn Jugend versichert: „Wir werden noch Großes für die Welt vollbringen und vor keiner Höhe soll uns schwindeln!“ — Dann läßt sie es geschehen, daß Jugend sie schmückt und ihr statt des einfachen Kränzchens von ehemals die Blumenkrone aufs Haupt sezt, in welcher die tausend Blüthen prangen von Jugend gehegt. Alma fühlte nichts von den Dornen und Dörnlein, die zwischen den Blättern lauerten, und dachte nicht, daß manches Giftkräutlein hier groß that mit seinen glänzenden Farben! sie war wieder glücklich im Anschauen der Jugend, dieser Schönen, Ungestümen, dieser Leichtsinnigen, Begeisterten! — Doch sollte Alma noch die Dornen alle kennen lernen und das Gift empfinden.

Ueber den Garten kam Verwirrung und Verwilderung; Jugend hatte allein für ihn sorgen wollen,

hatte nicht wie die fromme Kindheit auf des Himmels Thau, Regen und Sonnenschein gebaut; da war kein Segen von Oben: die argen Wetter brachen los, Stürme der Leidenschaft brausten über die armen Beete sengend und entblätternd hin und Jugend vermochte da keinen Einhalt zu thun. Doloris schien ihre Lust zu haben an dem donnernden Getöse; wild jagte sie mit Alma durch den Sturm; die Haare der Beiden flatterten weithin und ihre Lieder mischten sich mit den Gesängen der Elemente zu Jauchzen und Schrei der Verzweiflung. —

Ermattet lag später Alma danieder; ihr zur Seite kniete Doloris und sprach dringende, flehende Worte. „Folge mir", sagte sie, „Jugend ist unbeständig; wie lange wird es währen, so verläßt sie dich und überantwortet dich wohl gar ihrer Feindin Alter, dieser Furchtbaren! — Komm mit mir! Sieh, noch ist Frühling; warum einsam hier weilen? — Zackige Felsen kenne ich, — bergende Klüfte, schweigende Wälder und kühlende Schatten; dort vielleicht findest du Ruhe; — oder willst du mit mir tauchen in die dunkeln Wellen des Bergsee's, — in's tiefe Meer? Willst du mischen deine Thränen mit salziger Fluth? Bis auf den feuchten Grund trag' ich dich sicher hinab. Ach, mir steht die ganze Welt offen — über sie hin sind mir tausend Asyle gestreut; — Natur kennt meine Sprache und ihre Laute hab ich ihr gelehrt." —

Schon wollte Alma der Lockung folgen; doch wieder durchzitterte sie jenes Gefühl, das sie schon einmal er=

griffen hatte, als Jugend auch die lezten, liebsten Kinderblumen vertilgen wollte; — die Langvergessenen fielen ihr nun ein, und rasch getrieben suchte und suchte sie im Gärtlein, bis sie, in linderndes Weinen ausbrechend, wirklich dicht versteckt unter Gestrüpp und rankenden Blättern, die zarten Blumen Gottesgnad und Gottesaug auffand. Doloris selbst ward auf Augenblicke stiller und milder. — Dennoch war Alma nicht stark genug, die lockende, wilde Freundin ganz von sich zu weisen — ach, Niemand schien dem Herzen so lieb und verwandt! — Jugend war dem Mädchen fremd, ja gleichgültig geworden seit den verheerenden Stürmen und wollte Anfangs verzweifeln über das Unheil und Alma's Erkranken: feurig hing auch Jugend sich an Doloris und sah in ihr den einzigen Trost, den einzig gebliebenen Hort. Aber wie ihr Muth zurückkehrte, kam auch der angeborne Hang zur Freiheit wieder, und lebhaft sträubte sie sich bald gegen die unbeschränkte Herrschaft, welche Doloris immer wilder und wilder geltend machte. Beide stritten sich jezt um Alma's Besitz. „Folge mir," gebot Doloris. „Höre auf mich!" rief Jugend, und Alma klagte: „Warum können wir nicht vereint flüchten!" —

Da trat eine Frau zu ihnen, groß und gebietend; sie war in schwere, dunkle Gewänder gehüllt; bis zu den Füßen wallten, wie ein Schleier, die schwarzen Haare; blaß schimmerte ihr Angesicht und düster der mächtige Blick, vor dem Jugend einen Moment wie versteinert

war. „Ist das deine Feindin — ist das Alter?“ fragte zitternd Alma; doch Jugend schüttelte nur stumm mit dem Haupte und entfloh in eine ferne Ecke. Ueber Doloris Züge war etwas wie Lächeln geglitten beim Eintritt der bleichen Frau. Diese aber sah ihr so tief und fest in die Augen, daß die wilde Doloris sich plötzlich sanft an die Kniee der hohen Gestalt schmiegte. Da wurde auch Alma ruhiger und konnte es ertragen, daß die Fremde ihr nahte und zu ihr sprach: „Gewöhne dich an meinen Anblick — laß ab vom Schrecken, denn bin ich gleich Morbona, fühle ich doch nur Wohlwollen. Hast du nur recht Muth, mir kühn und stark ins Antliz zu sehen, so wirst du, mein eigentliches Wesen durchschauend, nicht mehr denken, daß ich dir Schlimmes zufügen kann oder will, und vielleicht nennst du mich noch bei schönern Namen; doch meiner Leitung, meinem Rath mußt du folgen, wenn ich dir nützen soll.“ —

Beim Beginn der Rede tönte der armen Alma die Stimme Morbona's traurig und dumpf wie Grabgeläute — ihr Ohr war an die Silbertöne der Jugend gewöhnt; — mehr und mehr klang sie ihr aber voller und schöner und zulezt war es ihr, als vernähme sie ernstfriedliche Abendglocken: sie mußte an die treue Kindheit denken und Morbona schien ihr nicht mehr so schauerlich groß und fremd. — Jugend war indessen hinausgeflüchtet; scheu und verstohlen versuchte sie es, hie und da durch die Scheiben zu gucken und Alma zuzuwinken;

aber immer aufs Neue mußte sie entfliehen: sie konnte Morbona's Blick nicht ertragen.

Auch Doloris schlug die Augen nieder, wenn Morbona sie ansah voll Ernst und Vorwurf. Sie wurde stiller und stiller, sanfter und sanfter, und eines Tages, nachdem sie Alma noch einmal mit allem Feuer umarmt hatte, begann sie Abschied nehmend also: „Ich muß dich verlassen — darf nicht länger bei dir bleiben. Viel Leid hab' ich dir zugefügt und ich zürne der eignen Wildheit, dem eignen Ungestüm, die mich immer wieder verleiten. Wie seit vieltausend Jahren, so werde ich auch künftig die Welt durchstreifen, in die mich Sünde nach sich gezogen, gelockt hat aus der Heimath und aus den Armen der Schwester Seligkeit, mit der ich bis dahin nur Ein Wesen ausgemacht. Bald ein verwaistes Kind — bald erwachsen zu Kraft und Kühnheit, träumend und herrschend, flüchtend und verderbend, such' ich immer und immer das verlorene Glück — ach! und finde es wohl nimmer wieder! — Muß ich mich nun gleich von dir trennen, bist du mir doch lieb geworden! Du hast mich treu beherbergt, und wer mich einmal recht gekannt, der soll mich nicht wieder vergessen können, und so will ich dir meine liebsten Kinder bringen, die in Thränen Geborenen, sie sollen bei dir bleiben, dich begleiten auf deinen Wegen, und Morbona wird jene dulden." — Scheidend warf Doloris noch einen Blick auf Alma, und kurz nach ihrem Gehen nahten schon zwei liebliche

Kinder und flogen an Alma's Herz. Sie hießen Luscinia und Alauda. Luscinia war scheu wie die Mutter, aber weich und anschmiegend zugleich; gern verbarg sie sich hinter das Schwesterchen Alauda, doch in stillen Augenblicken umschlang sie liebend Alma's Nacken, oder ein einfach altes Lied tönte rührend von ihren Lippen. Sonst war ihr Mund meistens stumm, und nur die lang bewimperten Augen sprachen leise und süß, auf deren tiefblauem Grunde das Bild der Mutter zitterte, während um die dunkeln Locken und das perlweiße Kleid ein feingewobenes Schleierlein flatterte, von dem das Kind niemals ließ. Alauda hatte auch Doloris große Augen mit dem tiefen Blick, aber in ihnen war das Dunkel zum Blau des Himmels verklärt und blondes Haar ringelte sich dicht und weich um das zarte Kinderhaupt. Sie trug ein blaues Kleidchen, goldbesäumt und licht wie ihre Augen. — Von nun an wurden die beiden Kinder Alma's treue Gefährten, und Morbona gewöhnte sich schnell an ihre Gegenwart. Alauda umgaukelte oft scherzend die ernste Frau, zupfte neckend an den dunkeln Gewändern und lockte gern Alle hinaus auf Feld und Wiese, da, wo die Blümlein — die kleinen Freuden — mit jeder Morgenröthe zu Tausenden aufblühen, an denen Alma bis jezt so stolz vorübergegangen war, daß die Armen ungeliebt und unerkannt ihr kurzes Leben aushauchen mußten. Alauda pflückte sie jezt alle, wand sie zu frischen Kränzen und schmückte und

überkleidete die hohe Morbona so damit, daß sie freundlich und lächelnd aussehen mußte und Alma vollends alle Scheu vor ihr verlor. Auch im Gärtchen, an dessen Ordnen Morbona gegangen war, halfen die Kinder; da gab es vorerst nur zu jäten und auszurotten: Morbona legte Hand an die halbvollen Rosen und Tulpen, Alauda schürte ein Feuerlein an, und Luscinia schleppte alles dürre Laub und alle welken Blätter zu und warf es in die Gluth; Alma selbst aber grub und wühlte in manch einsamer Stunde den Grund locker zu neuer Saat.

Eines Morgens war eine Menge von traurigen Blumen und Kräutern aufgegangen: Bittersüß, das halbe Bewußtseyn, — Stechapfel, der Vorwurf, und Zehrkraut, die heiße Todessehnsucht; dazwischen standen Aschenpflanzen, und Eis- und Dezemberblumen wechselten ab mit melancholischen Zeitlosen. — Morbona sagte bei diesem Anblick ernst; „Das hat Erfahrung gethan über Nacht; sie dürfen wir den Garten nicht allein bestellen lassen!" Und während Luscinia und Alauda eifrig fragten, ob sie die neuen häßlichen Blumen in das Feuerlein werfen dürften? fuhr Morbona fort: „Ich selbst vermag auch nur zu jäten und nicht zu pflanzen: wenn es dir recht ist, so ruf' ich dir einige deiner frühern Gespielen herbei, die einst als zarte Mägdelein deinen Kindergarten versorgten?" Und Alma freute sich so innig über den Vorschlag, daß Luscinia und Alauda leise mitjubelten. —

Da kamen sie denn wieder, die lieben Gespielen, jedoch zu schönen Jungfrauen erblüht. Glaube, mit treustrahlenden Augen — Hoffnung mit dem Kranze von Immergrün; Demuth so lieb, so schön, trotz dem unscheinbaren Kleid; und Mitleid im Habit und Schleiertuch einer frommen Klosterschwester. Zu ihnen hatte sich Geduld gesellt mit den sanften blauen Augen, auf der Schulter das Bündel Gartengeräth tragend — „Kennst du uns noch?" fragten sie Alma, und als diese sie freundlich gerührt begrüßte, versprachen sie ihr zu dienen als treue Mägde. —

Wie sonst besorgten sie nun wieder mit Alma ihre Beete, und die beiden Kinder waren die lieblichen Handlanger. Demuth streute den Saamen der Reue, des Gehorsams, der Freundlichkeit; Mitleid den der Barmherzigkeit; Geduld baute Herzensstille, Versöhnung und Einigkeit — Hoffnung den Trost und die himmlische Sehnsucht, und Glaube legte Gebet und Liebe in die lockere Erde. Wie sonst hofften sie auch jezt wieder auf des Himmels Thau, Regen und Sonnenschein, und bald gediehen auf allen Beeten die Pflanzen. Der Demuth waren Kreuzdorn, Kreuzblume und Dornblüthe erwachsen; auf Mitleids Beet stand das wundenheilende Kraut Nigrina und Unserer-Frau-Thränen; und daneben fand Geduld ihre Saat zu Perlblume, Lotos und Engelwurz erblüht, während Hoffnung Sonnenthau und Sonnenblume gezogen hatte. Alle aber waren gerührt

und bebten mit Alma in frommen Schauern, als sie da, wo von Glaube gesäet worden war, jezt, zartentfaltet, die heilige Passionsblume erblickten, umgeben von einem Kranz anderer festlicher Blumen: der liebe weiße Stern von Bethlehem war aufgegangen; neben ihm Christus-krone, Oster- und Dreifaltigkeits-Blume, in schöner Reihe. — Voll Andacht und Ehrfurcht neigten sich die Jungfrauen nieder zur Blume und zeigten Alma das blühende Heiligthum. Hoffnung bog sanft die Blätter aus einander; Demuth wies auf das Kreuz, Geduld auf das Dornenkrönlein, Mitleid unter Thränen auf Nägel und Schwamm, und Glaube deutete auf den Kelch. —

Wie glücklich fühlte sich jezt Alma. „Ach verlaßt mich nicht!“ flehte sie zu den Gespielen. Dankbar nannte sie die ernste Morbona „Freundin,“ und Doloris Kinder drückte sie warm ans Herz.

Nun ging es auch wieder hinaus in Wald und Flur wie ehemals, da Kindheit noch unter ihnen weilte. Auch dort fand Alma die alten Gespielen wieder, und wie einst verstand sie des Bächleins Gemurmel und die Lieder der Bäume und Vögel. — Wenn sie oft gelagert war auf weichem Moose, wenn sie dem Winde lauschte, wie er säuselnd durchs Herbstlaub fuhr, oder eine Aeolsharfe ihre bebenden Töne herabsandte von Waldeshöhen und aus altem Gemäuer — dann schmiegte sich Luscinia enger an Alma und flüsterte: „Hörst du die Mutter?“ —

Aber längs dem muntern Bach kamen die andern Gefährten gegangen — an der Spitze Alauda, und in der Mitte Aller Jugend, die sich erröthend zurückführen ließ zu Alma, und gern zu weilen versprach in dem trauten Kreise. — Sie war sanft geworden, sie dachte nicht mehr zu herrschen — ach sie wußte ja, daß sie nur mild geduldet war, daß sie kein Recht mehr hatte da zu seyn. Eng verband sie sich bald mit Alauda, während Luscinia am liebsten Hand in Hand mit Mitleid ging, die das Kind gar lieb gewonnen hatte, es pflegen und erziehen wollte und öfter sagte: „Wir sind verwandt, ich bin deiner Mutter Bäschen." — Wie einst von Kindheit, so wurde jetzt Alma von den Jungfrauen zu labender Ruhe in Schlummer gesungen; aber es waren keine Mährchen, die sie sangen: sie erzählten von der Ewigen Liebe, und in entzückenden Träumen sah Alma dann Ewige Wahrheit — Ewige Liebe, — Ewiges Licht! — Wenn sie erwachte, verlosch doch nimmer das göttliche Traumgesicht: es lehrte sie lieben, lieben, wie nie zuvor, und still lächelnd pflanzte nun Alma zwischen ihre Blumen auch Epheu — das Ewig der Treue. —

Einmal ruhte Alma mit ihren Lieben unter Weidenbäumen auf quelldurchrieseltem Wiesengrunde. Steil und finster thürmte sich ein felsiger Berg neben ihnen auf und schon dämmerte die Nacht. Alma trug einen Kranz von allen Blumen und Blättern ihres Gartens; ihr zur Seite stand Glaube, umschlungen von Demuth

und Geduld. Hoffnung sah begeistert nach den Sternen, welche immer sichtbarer wurden am dunkelnden Himmel. Luscinia lag schlummernd in Mitleids Schooße — Alauda und Jugend kos'ten mit Erinnerungen, die als bunte Mückchen und goldene Käferlein in der Abendluft schwirrten und tanzten ein schönes Morgenroth verkündend; — und Morbona saß im Hintergrunde, spann unbeachtet und schweigend und war geschäftig, ihr Tagwerk zu vollenden. — Alma sagte: „Unser Thal ist eng; wie klein muß es sich ausnehmen von jenem Felsen!" Glaube stimmte ein: „Ja da oben mag es wohl verschwinden vor der Aussicht in jenseitige Lande!"

Morbona trat heran; sie nahm Alma bei der Hand und führte sie schweigend zwischen den Bäumen durch dem Berge zu. — Glaube, Geduld und Demuth gingen mit und Hoffnung, beflügelten Trittes. Da kamen sie an einen schmalen Felsenpfad, der aufwärts führte. Morbona sprach: „Bis hieher hab ich dich treu geleitet, nun übergebe ich dich einem Führer, der des Weges kundig ist." Sie deutete auf einen schlichten Landmann, welcher schweigend dastand mit Spaten und Sense und Alma ansah mit befreundeten und doch fremden Zügen. Es wollte ihr grauen vor der Nacht, vor unbekannten Pfaden; aber die Gefährten sprachen ihr Muth ein, und als der Führer rüstig vorzuschreiten begann, da folgte Alma halb angst-, halb sehnsuchtsvoll. —

Unten im Thale standen indessen die Zurückgebliebe-

nen, und bald sahen sie die befreundeten Gestalten, wie sie sich aufwärts bewegten — sie gewahrten, daß Glaube und Hoffnung Alma's wankende Kräfte immer und immer wieder stützten, daß Geduld ihr die Stirne kühlte und Demuth den Pfad von manch hemmendem Steine reinigte. — Luscinia und Alauda, Mitleid und Jugend — alle blickten sie voll banger Angst und Thränen unverwandt empor zu den lieben Wandernden; Keines bemerkte, wie sich Doloris zu ihnen gesellt hatte und nun dort am Bächlein saß, die Hand, welche ein Gewinde von Epheu hielt, in das Wasser getaucht, daß die klaren Wellen darüber hinhüpften, und als glänzende Tropfen an den Blättern hingen. — Und sie sahen jetzt Alma immer höher klimmen, sahen, wie sich ihre Schritte plötzlich belebten, wie sie den Gefährten weit, weit voran eilte. Morgenröthe ging hinter dem Berge auf und Luzifer stand am Himmel — Alma's Haare und Gewänder aber flatterten in frischer Morgenluft und immer schwebender wurde ihr Gang; die treuen Mägde waren zurückgeblieben, niedergesunken in heiliger Andacht.

Jetzt stand Alma nahe bei der Höhe; angestrahlt vom Morgenlichte hob sie die Arme in entzückter Bewegung — noch ein Schritt — und nun war sie verschwunden hinter der lezten finstern Felsenecke, an welcher der Landmann noch lehnte. Ein Wonnelaut durchzitterte den Aether und kam als leiser Seufzer, als lezter Gruß zu den Freunden ins Thal. —

Wo Alma's Gärtlein einst duftete, wölbt sich nun ein kleiner Hügel, darauf grünen fröhlich Ehrenpreis, Vergißmeinnicht und treuer Epheu; Bäume flüstern darüber geheimnißvoll im Abendwind und ein Kind trägt klares Wasser herbei vom nahen Wiesenbächlein und begießt die Blumen — es ist Luscinia, Doloris Töchterlein mit dem fein gewobenen Schleier. —



Gedruckt bei den Gebr. Unger.

